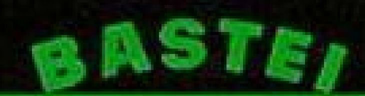
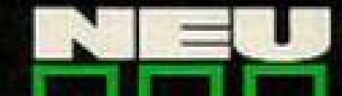
1,90 DM / Band 378
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Zauberschädel

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Der Zauberschädel

John Sinclair Nr. 678

von Jason Dark

erschienen am 02.07.1991

Titelbild von Steve Crisp

Sinclair Crew

Der Zauberschädel

Ein Fehltritt nur, und Suko war verloren! Das wusste er sehr gut, deshalb war er auch so außergewöhnlich vorsichtig gewesen, als er an der steilen Felswand in die Höhe kletterte und fast deren Ende erreicht hatte. Noch zweimal hangeln, ziehen, nachfassen, den richtigen Tritt suchen, dann war es geschafft. Dann stand er auf der Spitze des Felsens, der wie ein alter Knochen aus dem dampfenden Dschungel ragte und von nicht wenigen Menschen im lande als Heiligtum verehrt wurde. Dieser Felsen war wichtig, er hatte eine bestimmte Bedeutung, die Suko unbedingt herausfinden musste. Wer ihn erreichte, dem öffnete sich der Himmel, und die große Erkenntnis kam über ihn wie ein gewaltiger Sturmwind. Wenn alles beendet war, wenn nichts mehr half, war der Weg auf den Felsen die letzte Chance…

Aber nur Menschen mit unbeugsamen Willen schafften den Weg. Nur Personen, die sich auf nichts einließen, die genau wussten, was sie wollten, die auch innerlich stark waren, denn der Felsen akzeptierte nicht jeden. Wenn jemand nicht reinen Geistes war, den stieß er ab, dem gab er nicht die geringste Chance und schmetterte ihn fort, so dass der Kletterer sein Leben verlor.

Das alles hatte Suko herausgefunden bei seiner weiten Reise durch das Land. Er hatte mit zahlreichen Menschen gesprochen, hatte seine Wege in versteckte Klöster gefunden und neue Erfahrungen machen müssen.

Man schickte ihn von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, geheimnisvolle Botschaften im Gedächtnis, bis er den Felsen erreichte, der nur von wenigen bezwungen worden war und von den meisten Menschen nicht einmal gesehen wurde, denn der meiste Teil lag in einem ständigen Nebel, der sich wie ein gewaltiger Bart um das Gestein geschlungen hatte und nur die Spitze freiließ.

Sie schwebte frei. Von dort aus glitt der Blick in den Himmel, da war alles konzentriert, da öffneten sich dem einsamen und mutigen Kletterer die Augen.

Suko hätte noch schlimmere Wege und Strecken in Kauf genommen, damit sein Stab die ihm geraubte Kraft zurückerhielt. Suko wusste nicht einmal, ob er sich noch in dieser Welt befand oder bereits in geheimnisvollen Dimensionen verschollen war. Das alles wollte er auf dem Felsen herausfinden.

Suko suchte mit den Füßen nach kleinen Vorsprüngen, um dort den nötigen Halt zu bekommen. Einige Male schon war er abgerutscht, hatte sich aber immer wieder fangen können und war weitergeklettert. Er führte seit einiger Zeit ein Eigenleben, das andere, sein Beruf, die Stadt London, das lag alles sehr weit zurück.

Das Gestein war an manchen Stellen sehr glatt. Feuchte Pflanzen und Moos bildeten eine dicke Schicht. Sie waren auch in die zahlreichen Spalten eingedrungen, so dass Suko sie nur schwer finden konnte.

Manchmal hing er an der Steilwand, als hätte man ihn dort festgeklebt.

Wieder der Griff, wo seine Finger zu Zangen wurden, danach das Abstemmen mit dem rechten Fuß, mit dem linken wieder Halt suchend, den seine Hände schon gefunden hatten, und das Ziel war näher gerückt. Jetzt brauchte er nur mehr eine Bewegung, um es zu schaffen.

Ein Kinderspiel im Verhältnis zu dem, was hinter ihm lag.

Suko gönnte sich einen Moment Ruhe. Er hatte es sich, angewöhnt, nicht in die Tiefe zu schauen. Diesen Schwur brach er jetzt. Er schaute hinunter, indem er den Kopf nur um eine Winzigkeit drehte, und er sah die weißen, wabernden Dunststellen, die den Felsen

umklammerten. Der Blick war mit dem aus einem Flugzeug zu vergleichen, und er verriet nicht, was alles hinter dem Mann lag.

Der Begriff Hölle passte dazu. Es war tatsächlich eine Tortour gewesen, bei der Suko sich nur auf das eine Ziel konzentrieren konnte. Zeiten hatte er längst vergessen, dass er zwei, drei oder sechs Stunden unterwegs war, konnte er nicht sagen. Nichts, aber auch gar nichts hatte ihn ablenken dürfen.

Und jetzt befand er sich fast vor dem Ziel. Sein Gesicht zeigte keinen Triumph, wahrscheinlich war es ihm auch nicht möglich, dieses Gefühl entstehen zu lassen, denn die Anstrengung verzerrte seine Züge. Er hörte sich schnaufend atmen, schaute nach oben und entdeckte das kleine, schmale Dach aus Stein, das wie eine Nase vorsprang und ihm wahrscheinlich den letzten Halt vor dem endgültigen Ziel garantierte.

Weitermachen, hämmerte er sich ein. Nur nicht zu lange ausruhen, du mußt es packen.

Wer diesen Felsen erkletterte, leistete Unmenschliches. Der hatte eine Hölle hinter sich, und eine weitere lag noch vor ihm. Eine unbekannte, denn Suko wusste nicht, was ihn erwartete. Er hatte mit keinen Zeugen reden können.

Der letzte Griff.

Suko holte weit aus, das musste er, wenn er den Rand der vorspringenden Nase erreichen wollte. Für seinen Geschmack sah sie ihm zu dünn aus, sie konnte möglicherweise brechen, und auch sie war von einem dünnen Film aus Pflanzen bedeckt und war rutschig.

Suko wartete noch. Sein Herzschlag sollte sich normalisieren. Die Anstrengung hatte sein Gesicht gezeichnet. Der Schweiß lag als fette Schicht auf der Haut, sein Mund stand offen, jedes Atmen glich einem abgehackten Keuchen.

Weitermachen!

Er gab sich selbst den Befehl und war froh, dass er mit seiner Handkante den vorspringenden Felsrand umklammern konnte. Allerdings rutschte sie auch leicht, da brauchte er sie nur ein wenig zu bewegen, und sie glitt fort.

Er gab sich selbst den Befehl zum Start. Hochziehen, einen Fuß vom schmalen Vorsprung lösen. Das war dann immer am schlimmsten, diese Sekunde des geringen Halts, wo Suko jedes Mal betete, dass es auch klappen würde.

Er zog - und hörte das Brechen.

Es war ein schreckliches, ein furchtbares Geräusch, das seine Ohren erreichte. Die Sekunde vor dem Absturz, ein Laut, der ihm den Tod verkündete. Und auch der winzige Bruchteil, wo die Panik in seinem Körper hochflutete.

War jetzt alles umsonst?

Unter seiner Hand bewegte sich der schmale Fels, und Suko war gezwungen, an einer anderen Stelle nachzugreifen.

Das schaffte er auch, zog sich einfach hoch und ging durch die Bewegung das volle Risiko ein.

Alles oder nichts.

Er schaffte es. Während dicht über ihm an einer bestimmten Stelle das Gestein abbrach, konnte er den nötigen Halt unter seinem rechten Fuß finden, sich abstützen und mit einem letzten Ruck sich auf die Felsnase drehen, wobei er nicht viel Platz mehr bekam und mit den Beinen noch über dem Abgrund schwebte.

Er lag dort, breitete die Arme aus, als wollte er über eine dünne Eisfläche kriechen. In seinem Kopf rauschte das Blut, aber der Wille, nicht liegenzubleiben, war stärker.

Du mußt weiter! hämmerte er sich ein. Du mußt es einfach schaffen! Du mußt es…

Und so kroch er voran. Die Arme leicht angewinkelt, damit er sich mit den Ellenbogen abstützen konnte. Dabei drehte er sich leicht hin und her, er spürte unter sich die Härte des Felsens und rutschte endlich nach vorn und damit der Sicherheit entgegen.

Suko stieß keine Jubelschreie aus, dazu war er innerlich zu erschöpft, aber das Gefühl der Befriedigung durchströmte ihn schon. Er hatte es geschafft und zählte nun zu den wenigen Personen, die dieses Ziel erreicht hatten. Man sprach davon, dass der dichte Regenwald unter dem Felsen mit den toten Leibern der Abgestürzten übersät war. Das alles zählte in diesem Moment nicht mehr.

Suko kroch weiter und merkte auch unter seinen Beinen endlich den Widerstand.

Ein Beweis, dass er mit seinem gesamten Körper auf dem flachen Felsen lag.

Und dort blieb er liegen!

Der Inspektor war einfach nicht mehr in der Lage, sich zu erheben. Die lange Klettertour forderte ihren Tribut. Die Erschöpfung hielt ihn umklammert, er zitterte am ganzen Leib.

Er brauchte jetzt Ruhe und auch Flüssigkeit, um zu Kräften zu gelangen.

Wie es auf der breiten Felsplatte aussah, hatte ihm niemand sagen können, doch man erzählte sich Geschichten, wonach der Felsen von mächtigen Geistern und Dämonen bewohnt war und es einen Menschen geben sollte, der sie alle unter Kontrolle hielt.

Aber das waren Sagen, für die Wahrheit konnte keiner der Erzähler garantieren.

Im Augenblick quälten Suko auch andere Sorgen. Er musste zusehen, so rasch wie möglich seine alte Form wiederzuerlangen, denn er war davon überzeugt, dass er erst am Beginn stand.

Auf dem Bauch blieb er liegen. Die Gefühle überkamen ihn wie Strömungen. Manchmal hatte er den Eindruck, als würde er davonfliegen können, dann wiederum hatte er den Eindruck, sein Schädel würde zerplatzen. Der nächste Zustand glitt über in ein völlig mattes Gefühl. Da schien überhaupt kein Widerstand in seinem Körper mehr zu sein, jeder Knochen war aufgeweicht und wanderte wie Pudding durch seine Adern.

Suko hatte sehr viele Geschichten über den Felsen gehört. Sie alle waren irgendwo unterschiedlich, aber eine gemeinsame Basis besaßen sie schon.

Man erzählte sich, dass der Felsen nicht leer war. Bewohnt von einer geheimnisvollen Person, von der man nur wusste, dass es sich dabei um einen Mann handelte.

Die Inder sprachen von einem Fremden, keinem Europäer, sondern einem Mann, den sie ebenfalls als Farbigen ansahen, der aber aus einem weit entfernten Kontinent gekommen war.

Suko konnte denken, was er wollte. Vielleicht ein Afrikaner, möglicherweise ein Amerikaner. Jedenfalls würde er dieser geheimnisvollen Persönlichkeit, der man starke magische Kräfte nachsagte, sehr bald gegenüberstehen.

Zunächst blieb er liegen. Die Stille hüllte ihn ein wie eine Decke. Sie war hier oben einfach wunderbar. Nicht einmal das Summen der Insekten drang an seine Ohren. Kein Vergleich zu den Geräuschen innerhalb des Regenwaldes.

Wäre Suko »in« gewesen, hätte er sich einen Rucksack umschnallen müssen, wie es zahlreiche Schüler in Europa taten. Er war aber nicht so auf dem laufenden und hatte die Dinge, die er zum Überleben brauchte, in einer Tasche verstaut, die an seinem Gürtel befestigt war.

Eine Wasserflasche transportierte er darin, Pflaster, Tabletten gegen Schmerzen und auch zwei Einwegspritzen, die ein Serum gegen plötzlich auftretende Tropenkrankheiten enthielten.

In Sukos Mund gab es keinen Speichel mehr. Der Gaumen ausgetrocknet, die Zunge geschwollen, die Lippen rissig, das Gesicht brannte.

Wenn er jetzt hätte sprechen müssen, wäre ihm das kaum möglich gewesen, aber es war auch niemand da, der ihn etwas fragte.

Irgendwann winkelte er die Arme an. Von der langen Kletterei schmerzten die Schultern. Da waren Muskeln und Sehnen gespannt. Das gleiche Gefühl spürte er in seinen Oberschenkeln, und mit großer Mühe und einem noch größeren Kraftaufwand richtete er sich auf, stellte sich allerdings nicht auf die Füße, sondern blieb sitzen.

Etwa zwei Yards hinter ihm begann der Abgrund. Die Sicht nach vorn war frei.

Suko fuhr mit den Fingern über seine Augen, er merkte das heiße

Brennen der Sonne, die ihre Strahlen von einem graublauen Himmel schickte, der wie gepinselt und wolkenlos über ihm lag, keinen Anfang und kein Ende zu besitzen schien.

Tief unter dem Felsen dampfte der Dschungel, da bildete sich der Nebel.

Hier oben jedoch war es trocken und knallheiß. Suko tastete nach der Tasche am Rücken. Mit zitternden Händen löste er die Verschnürung und holte die Wasserflasche hervor. Er war sehr sparsam mit der Flüssigkeit umgegangen, zur Hälfte war die Flasche noch gefüllt. Er schüttelte sie und hörte das Gluckern.

Dann trank er.

Nicht nur reines Wasser befand sich in der Flasche. Es war mit Vitaminen und Salzen aufgepeppt worden. Sie führten dem Körper die verlorene Energie wieder zu.

Suko trank, und es tat ihm gut. Ein herrliches Gefühl durchströmte ihn.

Es war einfach wunderbar, und er fühlte sich wie ein Schwamm, der endlich die Chance bekam, sich mit Wasser vollzusaugen.

Suko trank nicht alles, schraubte die Flasche zu und hatte endlich wieder Geschmack im Mund, denn auch der Speichel bildete sich wieder zurück.

Noch immer schaute er nach vorn. Er wunderte sich plötzlich, wie groß dieser Felsen auf seiner höchsten Stelle war. Man konnte hier von einem Plateau sprechen, das nicht kahl war, sondern an gewissen Stellen einen dichten Bewuchs aufwies.

Keine hohen Bäume, wie sie tief unten im Dschungel wuchsen, es waren die kleinen Krüppelbäume, die wiederum von einem dichten Ring aus Gräsern und Unterholz umgeben waren. Bestimmt die Hälfte des Felsens war derartig bewachsen, worüber Suko sich nur wundern konnte. Er saß auf der freien Fläche und starrte gegen die dichte grüne Wand, die ihm so undurchlässig erschien.

Lebte dahinter der geheimnisvolle Fremde, von dem die Menschen so oft gesprochen hatten?

Suko wollte dies herausfinden. Anzeichen von Leben allerdings entdeckte er nicht. Dazu zählte er auch die Tierwelt, die sich hier oben sehr zurückhielt.

Nur wenige Insekten umschwirrten den dichten Pflanzengürtel. Über ihm war die Luft nicht so klar wie an der Stelle, wo Suko noch immer hockte und abwartete.

Sehr langsam erhob er sich. Auch beim Aufstehen merkte er das Schmerzen der Muskeln. Er kümmerte sich nicht darum, sondern dehnte und streckte sich, weil er seinen Körper wieder geschmeidig machen wollte.

Bevor er ging, schaute er sich um. Er konnte über die Kante des

Plateaus hinwegschauen, ohne allerdings den Dschungel zu sehen, weil der Nebelteppich alles verbarg. Nur in der Ferne sah er einen dunklen Schatten in der Tiefe, und dort standen einige Wolken wie verloren in der Luft.

Und noch etwas fiel ihm auf.

Es war kälter geworden. Als wäre der Eishauch aus dem hohen Norden gekommen, um sein Gesicht zu streicheln. Diese andere Temperatur drang aus der Tiefe her über die flache Felsspitze hinweg, was Suko wiederum irritierte.

Er trat dicht an den Rand heran und schaute abermals gegen den dicken, grauen Nebel.

Und er lag nicht mehr so ruhig. Dicht unter der Oberfläche bewegte sich etwas.

Suko konzentrierte sich auf diese Stellen und musste feststellen, dass sie durch den Nebel wanderten und gleichzeitig damit anfingen zu kreisen.

Was konnte das sein?

Waren es große Vögel, die in dem Dunst den Felsen als Wächter umkreisten?

Sekunden vergingen.

Die Schatten nahmen an Stärke zu. Wahrscheinlich hatten sie schon den Rand des Nebelrings erreicht - und stießen einen Moment später voll hindurch.

Der Inspektor war nicht so leicht zu erschrecken. In diesem Fall jedoch erschrak er heftig, denn damit hatte er nicht gerechnet. Die Schatten waren zu mächtigen, unheimlich wirkenden Vögeln geworden, mit sehr flachen und langen Schwingen.

Pechschwarz wie Teer, mit schmalen Köpfen und lanzenartigen, spitzen Schnäbeln.

Unwillkürlich trat Suko zurück. Diese Vögel hatte er noch nie zuvor gesehen. Es waren auch keine fliegenden Ungeheuer aus der Dynastie der Drachen, wie er sie schon in fremden Dimensionen erlebt hatte. Auf ihn wirkten sie wie zu groß gewordene und in die Länge gezogene Raben, die irgendwo gelauert hatten und sich nun aus dem Nebel befreien konnten, um das nächste Ziel zu erreichen.

Suko stand für seinen Geschmack noch immer zu nahe an der Felskante, deshalb ging er weiter zurück. Bisher hatte er drei dieser großen Vögel gesehen, die ihm so vorkamen, als wären sie aus der Urzeit übriggeblieben.

Sie würden kommen, sie würden sich aus dem Nebel in die Höhe schrauben, um ihn zu begrüßen.

Feinde?

Suko dachte an seine Waffen. Er besaß die Beretta und die Dämonen peitsche. Zwei Ersatzmagazine für dir Pistole befanden sich ebenfalls

in seinem Besitz. Wenn er von den Vögel attackiert wurde, musste ersieh mit der Pistole wehren.

Noch hatten sie ihm nichts getan Allerdings rechnete er damit, dass sie von seinem Trip wussten. Er fragte sich auch, wer sie geschickt haben könnte denn der Eindruck, dass dieses Plateau von einer Person beherrscht wurde, verdichtete sich immer stärker.

Der erste Vogel schob sich über die Felskante. Er schwebte heran, ein majestätischer Anblick nahm Suko gefangen, und das Tier bewegte nicht einmal seine Flügel. Die Aufwinde hatten ausgereicht, um ihn über die Kante treiben zu lassen.

Direkt flog er auf Suko zu.

Jetzt erst sah der Inspektor, wie schlank die Körper der riesenhaften Tiere waren. Alles war schwarz an ihnen, auch die langen, spitzen Schnabel, die geradewegs auf den Inspektor zielten.

Er blieb trotzdem stehen.

Und wie ein mächtiger Schallen wehte der große Vogel über ihn hinweg.

Suko spürte noch den Luftzug, der seine Haare streifte, dann war schon der zweite heran. Der dritte hatte ebenfalls das Plateau ereicht und reihte sich in den Reigen seiner Artgenossen ein, die über Sukos Kopf ihre Kreise zogen.

Ein vierter, fünfter und sechster Vogel erschien und vergrößerte den Kreis dieser unheimlichen Tiere Die Riesen Raben blieben wie unheimliche Wächter über ihm.

Er hatte auch nicht das Gefühl, in einer direkten Gefahr zu schweben.

Suko konnte sich bereits mit dem Gedanken anfreunden, dass die Tiere erschienen waren, um ihn zu begrüßen.

Suko hatte den Kopf in den Nacken gelegt, um in die Höhe zu schauen, denn er wollte die Tiere unter Kontrolle behalten. Außerdem interessierten ihn die Augen der Tiere, denn sie zeigten oft mehr als nur einen Blick, auch den Ausdruck der Seele.

Diese Augen verschwanden beinahe in der Schwärze des Gefieders. Sie waren kaum zu erkennen, und wenn, dann nur als kleine, hellere Knöpfe und wie von einer dünnen Eisschicht bedeckt.

Sie taten ihm nichts, sie kreisten, und Suko gab es auf, die Runden der Vögel zu zählen.

Bis der erste aus dem Kreis ausbrach.

Plötzlich flog er davon, bewegte seine mächtigen, trotzdem elegant aussehenden Schwingen wie große Decken und glitt auf den dschungelartigen Bewuchs des Plateaus zu, als wollte er dort seine neue Heimat finden. Suko schaute dem Vogel nach, auch dem zweiten, dem dritten und schließlich dem letzten.

Dann waren sie weg.

Weich und sicher gelandet, versteckt im dichten Wirrwarr einer

natürlichen Pflanzenwelt, in der sie sich niedergelassen hatten und durch ihr Gewicht die Äste der nicht sehr hohen Bäume noch tiefer nach unten drückten.

In der näheren Umgebung ihrer Landeplätze wippten andere Äste und Blätter noch nach, dann schwangen sie aus.

Ruhe lag über dem Felsen.

Suko konnte sich noch keinen direkten Reim auf diese ungewöhnlichen Flugbewegungen machen, ging aber davon aus, das dieses Stück Dschungel vor ihm schon eine gewisse Bedeutung besaß, denn in seinem Kern musste sich etwas befinden, das die Vögel anzog.

Sie und der Dschungel gaben keine Antwort. Als stummer Streifen Natur lag er vor den Blicken des Chinesen. Suko nahm dies auch als Hinweis auf, und er fühlte sich wieder soweit bei Kräften, dass er sich auf den Weg machen konnte.

Er wollte in dieses Gebiet eindringen, um dessen Geheimnis zu erkunden. Die ersten Schritte ging er noch über den Felsboden. Unregelmäßig hohe Steine schauten aus der Erde hervor. Manche mit einer dünnen Pflanzenschicht überzogen, andere wiederum so blank, als wären sie geputzt worden.

Der Inspektor merkte schon bald die dumpfe Wärme, die ihm aus dem Unterholz entgegenschlug. Von den großen Vögeln sah er nichts mehr.

Sie hielten sich versteckt.

Manche Bäume hatten sich gedreht und streckten ihr braungrünes Geäst dem Ankömmling entgegen, als wollten sie ihm einen besonderen Empfang bereiten.

Der warme Atem aus der feuchten Natur verstärkte sich. Es kam ihm vor, als wäre inmitten des dichten Grüns eine gewaltige Lunge, die diese feuchte Hitze auspumpte.

Sein Blick blieb gespannt, obgleich er äußerlich nichts sah, rechnete er stets mit einer Gefahr, einem plötzlichen Angriff, dem Hervorschnellen der Vögel, und wie immer in derartigen Situationen spannte sich die Haut auf seinem Hals.

Es blieb ruhig.

Schon bald stand Suko dicht vor dem gummiartig verflochtenen Unterholz und nahm zugleich den schweren Duft der Blüten wahr, die auf den Zweigen wuchsen und sich manchmal ausbreiteten wie bunte Kelche. Es war ein betäubender rauschartiger Duft, der sich wie ein Vorhang über ihn legte und an den er sich erst gewöhnen musste.

Einen Pfad, einen Weg oder auch nur eine Lücke entdeckte er nicht.

Wenn er den Dschungel betreten wollte, musste er sich mit den bloßen Händen freie Bahn verschaffen.

Er hätte gern eine Machete gehabt und schaute sicherheitshalber durch die kleinen Lücken hinein in das dichte Grün, in das auch

Sonnenstrahlen tupften und an manchen Stellen ein Muster bildeten, das wie ein Fleckenteppich aussah.

Suko duckte sich, als er in die fremde Umgebung eintauchte. Für einen Moment irrten seine Gedanken ab. Er erinnerte sich daran, dass er John Sinclair und auch Mandra Korab im Stich gelassen hatte, um sich selbst auf die Suche nach dem Stab zu machen.

Himmel, wie lange lag das schon zurück? Tage, vielleicht Wochen?

Suko hatte das Gefühl für Zeit ausgeschaltet. Ihm kam es darauf an, den Stab zurückzubekommen, und er hatte lernen müssen, dass nicht alles stimmte, was man sich erzählte, denn ein Besuch am Grab des mächtigen Buddha hatte ihm keinen Erfolg gebracht.

Nur durch den Tipp eines uralten Mönchs, der Wache am Grabmal des Buddha hielt, war es ihm gelungen, den Felsen der Weisheit zu finden, um den sich so viele Legenden rankten.

Suko verschmolz mit den tiefgrünen Schatten des Dschungels. Er kam sich tatsächlich vor wie in einer feuchtschwülen Lunge, denn die Luft, die er einatmete, dampfte ihm entgegen. Das Wissen, sich hoch über der Erde auf einem Felsen zu befinden, ging ihm verloren. Er bahnte sich seinen Weg immer tiefer hinein in diese unbekannte Welt aus Lianen, hohen Gräsern, kleinen Bäumen, von denen manche schief wuchsen, andere wieder gekippt waren und mit ihrem Wurzelwerk aus dem Steinboden hervorragten.

Den ersten Vogel entdeckte er auf einem dieser gekippten Bäume hockend. Das Tier hatte seine Schwingen angelegt, starrte Suko an und wirkte auf ihn wie ein aufgepumpter Pfeil. Die kaum erkennbaren und blassen Augen bewegten sich nicht. Auch der Schnabel zitterte nicht, und Suko konnte das rätselhafte Tier ohne Schwierigkeiten passieren.

Über ihm hatte sich ein grünes Dach gebildet, das nur hin und wieder einige Lücken aufwies, durch die Sonnenstrahlen fallen konnten und den Boden erreichten, wo sie die Feuchtigkeit zu dünnen Nebelwolken in die Höhe wallten. Es war eine sehr andere, eine für den Europäer fremde Welt. Obwohl Suko aus Asien stammte, fühlte er sich mittlerweile dem Alten Kontinent stärker verbunden.

Trotzdem hatte er alles hinter sich gelassen, um den eigenen Weg gehen zu können.

Den zweiten und den dritten Vogel entdeckte er rechts von sich und über sich, wo das Tier im Ästwirrwarr eines Baumes fast nicht zu sehen war.

Eine düstere, dampfende Umgebung hielt ihn gefangen, die an einer Stelle aber zurückwich.

Zuerst glaubte Suko, dass ihm seine Nerven einen Streich spielen würden. Er könnte sich das helle Schimmern zwischen dem Grün der Pflanzenwelt nicht erklären, dann aber entdeckte er, dass es sich nicht

um eine Halluzination handelte, denn die helle Fläche blieb tatsächlich.

Er ging jetzt schneller, weil er davon überzeugt war, dass er sein eigentliches Ziel erreicht hatte.

Er erste Schritt, der zweite, der dritte - dann war seine Sicht klar. Was er zu sehen bekam, damit hätte er nie in seinem Leben gerechnet.

Vor ihm stand ein riesiger, bleicher Totenschädel!

***

Suko bewegte sich nicht. Dafür hörte er hinter sich das Schlagen von Flügeln. Er wurde von einem Windzug gestreift und sah, wie einer der Vögel an ihm vorbeiglitt und Kurs auf eine leere Augenhöhle des Schädels nahm, die so groß war, dass er hineingleiten konnte und kurzerhand verschwand.

Ein Totenschädel auf dem Plateau, tief im dichten Dschungel. Ein makabres Gebilde mit leeren Augen, mit einem Maul, das sperrangelweit offenstand und so hoch war, dass auch ein überdurchschnittlich großer Mensch hineinschneiten konnte.

Was hatte das nur zu bedeuten?

Suko ging nur noch wenige Yards vor, dann lag der dichte Dschungel hinter ihm, und er stand auf einer freien Lichtung, auf der auch der Schädel seinen Platz gefunden hatte.

In seinem Innern war es dunkel. Eine schwarze, bedrückende Finsternis, die auch Gefahr abstrahlte, und Suko wusste nicht, ob er weitergehen und den Schädel untersuchen sollte.

Man hatte ihm erzählt, dass auf dem Felsen der Weisheit jemand leben würde. Wenn dies tatsächlich zutraf, war dieser bleiche Knochenschädel dann die Wohnung oder das Haus des Fremden? Bisher hatte er sich jedenfalls nicht gezeigt, aber innerhalb der Finsternis veränderte sich etwas. Sie wich zurück und musste einer rötlichgelben Helligkeit Platz schaffen, als wären dort zahlreiche Kerzen angezündet worden, deren Flammen ohne zu flackern brannten.

Ein Signal für ihn, um weiterzugehen?

Suko zögerte noch. Er gehörte zu den Menschen, die sich gern absicherten, und er schaute sich zunächst einmal um.

Die Umgebung war so geblieben. Es hatte sich nichts verändert. Eine normale Ruhe…

Suko hatte sich entschlossen. Der mächtige Eingang lockte zu sehr. Er wollte in den Schädel hineingehen, um zu sehen, welch ein Geheimnis er verbarg.

Es blieb beim Vorsatz. Suko hatte erst einen Schritt gesetzt, als sich innerhalb des Eingangs etwas tat. Das rötliche Licht wurde von einem Schatten gespalten. Es war ein Schatten auf zwei Beinen, ein Mensch.

Noch so weit entfernt, dass Suko ihn nicht erkennen konnte. Er sah nur soviel, dass es keine Frau war.

Und der Mann kam näher. Gemessenen Schrittes verließ er wie ein König den Schädel, um dem Fremden entgegenzutreten. Suko hatte Zeit genug, ihn zu beobachten und sich seinen Anblick einzuprägen.

Der Mann war ein Farbiger, ein Schwarzer, aber keiner, wie er in Afrika lebte, sondern eher auf den Westindischen Inseln. Er musste ein hohes Alter erreicht haben, denn das einst so dunkle Kraushaar war im Laufe der Zeit schneeweiß geworden und wuchs sehr dicht auf seinem runden Kopf. Das Gesicht zeigte die Farbe von Sahnekaffee. Eckig sprang das Kinn hervor, die Wangen wirkten wie aufgeblasen. Zwischen ihnen stand die Nase einem Klumpen gleich. Die Brauen fehlten völlig, deshalb besaßen die Augen auch einen so ungewöhnlichen Ausdruck. Sie hielten den Vergleich mit denen der Vögel irgendwo stand.

Suko hatte den Mann noch nie zuvor gesehen. Er war von kräftiger Gestalt, das konnte er trotz des langen weißen Kittels sehen, der den Körper des Dunkelhäutigen verbarg.

Er lächelte nicht, er zeigte auch keine Feindschaft. Dieser ungewöhnliche Mann stand Suko neutral gegenüber. Nicht einmal Schuhe trug er.

Seine Füße schleiften nackt über den weichen Boden oder knickten die Halme des hochwachsenden Grases.

Suko hielt sich mit der Begrüßung zurück. Der andere sollte ihn zuerst ansprechen.

Zwei Schritte vor ihm blieb er stehen. Erst jetzt zuckten die breiten, dicken Lippen, und Suko stellte fest, dass der Fremde so etwas wie ein Lächeln andeutete. Gleichzeitig hob er den rechten Arm als Geste der Begrüßung.

Auch Suko nickte. Bevor er jedoch eine Frage stellen konnte, kam ihm der Mann zuvor.

»Du hast es also geschafft, den Felsen der Weisheit zu besteigen, Fremder.«

»Ja, es kostete mich Mühe.«

»Ich weiß. Es gelingt nur wenigen.«

Suko lauschte dem Klang der Stimme nach. Sie gefiel ihm, denn sie besaß einen warmen und gleichzeitig volltönenden Klang. Er konnte sich diese Person gut als Rundfunksprecher vorstellen. Mit seiner Stimme hätte er die Hörer fasziniert.

»Wo bin ich hier?«

Der Mann breitete die Arme aus. »Genau dort, wo du hinwolltest, Fremder.«

»Ich heiße Suko.«

»Ja, das ist gut.« Der andere nickte. »Du kommst aus dem Land der

Mitte, wie ich sehe…«

»Und wer bist du?«

»Ich bin Duvalier.«

Mit jedem Namen hatte Suko gerechnet, nur nicht mit einem Französischem. Deshalb schüttelte er den Kopf, wiederholte den Namen und hörte das leise Lachen des Dunkelhäutigen.

»Das hast du nicht erwartet?«

»Nein, bestimmt nicht. Und sicherlich stammst du auch nicht aus Indien.«

»Ich bin über das Meer gekommen…«

»Westindien…?«

»Ja, Haiti. Dort tragen viele meinen Namen, der keinen guten Klang besitzt, denn die Duvaliers sind dort als Verbrecher und Unterdrücker bekannt gewesen und haben als Staatsoberhäupter in zwei Generationen das Volk zu einem der ärmsten der Welt werden lassen.«

»Das ist mir bekannt«, sagte Suko. »Bist du verwandt mit den Duvaliers?« Suko kam es mehr als komisch vor, sich hier in Indien auf der breiten Spitze eines Felsens über die grausame Politik einer Familien-Diktatur zu unterhalten.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht entfernt, aber ich bin kein Freund, denn ich habe die Insel verlassen müssen.«

»Eine Flucht, nehme ich an.«

»So ist es.«

»Und der Schädel?« Suko deutete an der Schulter des Mannes vorbei und sah auch dessen geheimnisvolles Lächeln, bevor er die Antwort hörte.

»Wer es geschafft hat, zu mir zu kommen, hat auch ein bestimmtes Wissen mitgebracht. Der steht den Dingen sehr nahe, die die nicht sichtbaren Reiche regieren. Der sieht den Tod anders als die meisten Menschen, der weiß um die geheimnisvollen Rituale und Zauber der Insel, die ich verlassen habe.«

»Voodoo?«

»Du bist auf dem richtigen Weg, Suko. Darf ich dich in meine Wohnstatt einladen?«

Der Inspektor lächelte. »Deshalb bin ich wohl gekommen. Dennoch möchte ich gern wissen, welches Wesen als Andenken einen derartigen Schädel hinterlassen hat?«

»Niemand.«

Suko war überrascht. »Dann frage ich mich, wie er hierherkommt? Oder hast du ihn gebaut?«

»Geholt.«

»Tatsächlich? Wo findet man die?«

»Nicht in dieser Welt. Man muss sich etwas wünschen können, man muss reinen Geistes sein, dann werden Wünsche erfüllt. Es gibt

Strömungen zwischen den Welten, es gibt die Gedanken der Menschen, die Wünsche, die Träume, die alle müssen nur in die entsprechenden Richtungen gelenkt werden. So kannst du viel erreichen.«

»Dann hast du dir die Vögel auch gewünscht?«

»So ist es.«

»Eine Frage noch. Kann ich mir auch etwas wünschen und einfach den Wunsch aussprechen, um…?«

»Komm erst einmal mit!« erwiderte Duvalier orakelhaft und schritt auf den Eingang zu.

Suko schüttelte den Kopf. Er fragte sich, ob er Duvalier glauben sollte oder nicht? Viel hatte er bisher erlebt, aber was dieser Mann ihm erzählte, kam ihm schon mehr als unwahrscheinlich vor. Wünsche, die sich so einfach erfüllen ließen. Das musste einen Haken haben, davon war Suko überzeugt.

Je mehr sie sich dem Schädel näherten, um so stärker war Suko von dessen Größe beeindruckt. Das offene Maul erinnerte ihn an ein gewaltiges Tor, die Augen darüber an zwei große Türen, die als Öffnungen in andere Welten dienten.

Ein weiterer Vogel schwebte heran und verschwand im rechten Auge des Schädels.

»Sie sind meine Wächter, meine Hüter. Sie passen auf, dass kein Uneingeweihter das Reich betritt.«

»Dann haben sie mich beobachtet, als ich den Felsen hochkletterte?«

»Ja, ich wusste Bescheid. Und die Vögel spürten, dass du mit einer Botschaft kommst.«

»Was hätten sie getan, wenn es anders gewesen wäre?«

Duvalier blieb stehen und drehte sich um. Direkt schaute er Suko an und erklärte mit völlig normal klingender Stimme: »Sie hätten dich vom Felsen gepickt und aufgefressen.«

Suko schluckte. Die Vorstellung, gefressen zu werden, bereitete ihm kein Vergnügen. »Dann darf ich mir wohl gratulieren.«

»Du kannst es so sehen.«

»Wie wunderbar.«

Es waren nur wenige Schritte bis zum Maul des Schädels. Duvalier legte sie schnell zurück, tauchte ein, und Suko folgte ihm auf den Fuß in diese andere, fremde und auch unheimliche Welt, in der Öllampen ein geheimnisvolles Licht verstreuten, das sich auf dem Boden, den glatten Wänden, in der Höhe auch auf den Gegenständen verteilte, die Duvalier überall aufgestellt hatte.

Ein Lager aus Fell, keine hölzernen Bänke. Primitive Regale mit Schalen, Tuben und kleinen Töpfen. Dazwischen standen alte Bücher, und an der linken Wand lehnte das Gerippe eines Menschen.

Eine Zauberhöhle, wie sie im Buche stand, dachte Suko und schaute

sich befremdet um.

Sogar eine Feuerstelle entdeckte er. Über den graugrünen Stein tanzten kleine Flammen, die mit ihren Spitzen gegen die Unterseite eines Topfes leckten, in dem sich eine dampfende Flüssigkeit befand.

Der Schädel besaß eine derart große Tiefe, dass Duvalier zwei Räume hatte schaffen können, den hinteren aber nicht betrat, sondern stehenblieb und Suko Gelegenheit gab, sich umzuschauen.

»Warum gerade ein Schädel als Haus?« fragte der Inspektor.

»Weil er mich an die Vergänglichkeit der Menschen erinnert«, lautete die Antwort.

»Auch an deine eigene?«

»Sicher. Ich bin nicht unsterblich, wenn du das meinst.«

»Das sind wir wohl alle nicht.«

»Aber du hast Sorgen.«

Suko nickte und fragte nicht, woher der Mann das wusste. Er musste es gespürt haben. »Ja, ich habe Sorgen, und ich hörte von einem sehr alten Mönch, dass du mir möglicherweise helfen kannst, mich von diesen Sorgen zu befreien.«

Duvalier nickte, obwohl er eine Frage stellte. »Hast du dir schon eine Vorstellung gemacht, wie ich es anstellen könnte, dich davon zu befreien?«

»Ich denke noch nach«, murmelte Suko. »Wenn ich es mir aber richtig überlege, dann könnte es schon sehr wichtig für mich sein, was du mir vorhin gesagt hast.«

»Der Wunsch?«

»Sicher. Er ist doch der Vater des Gedankens, sagt man.«

»Und du wünschst dir etwas zurück?«

»Richtig.«

»Etwas sehr Wertvolles und Wichtiges?«

»Auch das stimmt.«

»Was ist es?«

Suko zog nicht jeden Menschen sofort mit in sein Vertrauen hinein. Hier wollte er eine Ausnahme machen, denn Duvalier hatte sich ihm ebenfalls erklärt. »Es ist ein für mich sehr wertvoller Gegenstand, ein Stab, äußerlich nicht unbedingt ansehnlich, aber mit Kräften ausgestattet, die kaum zu erklären sind, aber erklärbar werden, wenn ich dir sage, dass der Stab einst dem großen Religionsgründer Buddha gehört hat und ich ihn praktisch in seiner Nachfolge vor einigen Jahren bekam. Das geschah in einem alten Kloster hoch oben in den Bergen Tibets. Du kannst mir glauben oder nicht, doch ich behaupte, dass es stimmt.«

Duvalier hatte Suko während seiner Rede angeschaut. Jetzt nickte er und sagte dabei: »Ich glaube dir. Ich muss dir einfach glauben, denn du bist mein Gast. Du bist nicht hinterlistig und falsch, sonst hätten

dich meine Vögel längst vernichtet. Und ich habe den Eindruck, dass du bei mir an der richtigen Stelle bist.«

Suko dachte nach und ließ sich die Erklärungen noch einmal in Windeseile durch den Kopf gehen. »Ich weiß nicht, ob dir meine Frage gefällt, ich stelle sie trotzdem. Könnte ich mir den Stab zurückwünschen, und würde mir dieser Wunsch dann erfüllt werden?«

Duvalier überlegte. »Das wäre sehr einfach.«

»Zu einfach?«

Der dunkelhäutige Mann mit dem hellen Gewand wiegte den Kopf. Suko fiel auf, dass er sehr schmale Hände besaß, mit schlanken und faltenlosen Fingern. Ebenso zeigte die Gesichtshaut keine Kerben und Falten, für einen Menschen in seinem Alter mehr als ungewöhnlich. Er strich über das schlohweiße Haar. »Ja, ich glaube, dass es zu einfach ist. Man kann nicht herkommen und sich etwas wünschen. Es gibt da gewisse Hindernisse, die zu überwinden sind.«

»Aha, der Pferdefuß.«

»Nein, nur eine Sicherheit, die du gleich verstehen wirst. Auch ich konnte nicht hingehen und mir irgend etwas wünschen, das musste schon alles seine Ordnung haben, denn es gibt Mächtige und Mächte, die ebenfalls bestimmten Regeln unterworfen sind.« Er wurde bei seinen nächsten Worten philosophisch. »Wer kennt schon die Geheimnisse unseres Seins, unserer Welten? Du nicht, ich ebenfalls nicht. Deshalb müssen wir alle gewisse Prüfungen über uns ergehen lassen, um wenigstens einen winzigen Teil dieser Geheimnisse lüften zu können.«

»Und wo liegt dein Geheimnis?« fragte Suko.

»Nicht hier in diesem Raum.« Duvalier deutete auf den freien Durchgang zum zweiten, den das Licht der Kerzen nicht erreichte. »Wir werden dort hingehen, und ich werde dir etwas zeigen, was mein Geheimnis ist und die Welt auf eine gewisse Art und Weise tatsächlich durchlässiger macht, mein Freund.«

»Da bin ich gespannt.«

»Das sollst du auch.« Der Farbige lächelte. »Bei mir hat diese Spannung im Laufe der langen Jahre nachgelassen.«

»Darf ich dann fragen, wie alt du bist?«

»Sehr alt…«

Mit dieser Antwort musste sich Suko zufrieden geben. Er war schon froh darüber, überhaupt so etwas wie einen Ansatzpunkt gefunden zu haben, wo er den Hebel festklemmen konnte und ihn nun mehr zu bewegen brauchte.

Duvalier nickte ihm zu und ging vor. Er erinnerte Suko in seinem gesamten Gehabe an die Figur des Priesters Sarastro aus der Zauberflöte. Die lange Kutte wehte und warf Wellen um die Knöchel des Mannes, der hineintrat in die Dunkelheit und vor den Augen des

Inspektors verschwand, als hätte er sich aufgelöst.

Suko blieb noch stehen. Es erschien ihm nicht angebracht, dem Mann zu folgen. Erst als er die Aufforderung aus der Finsternis hörte, machte er sich auf den Weg.

So dunkel, wie er gedacht hatte, war es nicht. Zwar drang kein Licht aus den beiden Augenhöhlen in diesen Teil des Schädels, aber ein Restschein war noch vorhanden. Er sah den Umriss des ungewöhnlichen Mannes und nahm auch dessen Bewegung wahr.

Etwas funkte in der Finsternis, dann brannte Licht und schuf eine rötliche Insel. Duvalier hatte eine Kerze angezündet, die er jetzt abstellte.

Das Licht verteilte sich zwar, floss aber mehr nach vorn, um dort einen bestimmten Gegenstand zu beleuchten, den Suko zunächst nicht erkennen konnte.

Er sah einen Rahmen und darin eine dunkle Fläche, die dennoch spiegelte. »Nun?«

»Na ja«, murmelte der Inspektor. »Wenn ich mich nicht täusche, sehe ich einen Spiegel.«

»Das stimmt.«

»Und er wird eine für dich sehr wichtige Bedeutung haben, nehme ich an.«

»Nicht nur für mich, auch für meine wenigen Gäste, die sich hierher verirren.« Duvalier hatte noch leiser gesprochen. Seine Worte waren nicht mehr als ein geheimnisvolles Flüstern, und er ließ sich auch nicht unterbrechen. »Dieser Spiegel ist das Wertvollste, was ein Mensch, der nach bestimmten Dingen forscht, nur besitzen kann. Ich habe ihn mitgenommen, er erhält mich am Leben, er ist der Bote, er ist der Mittler zu unserer Seele und zu unserem Ich, das bei jedem Menschen gespalten ist, wie die Wissenschaftler sagen. Mir aber ist es gelungen, diese Spaltung sichtbar zu machen. Ich kann sie durch Hilfe des Spiegels vollziehen.«

Die Erklärungen waren Suko zu vage, er wollte Details wissen und sah, wie Duvalier nickte. »Keine Sorge, ich werde dich schon dementsprechend einweihen. Aber schau dir die Fläche an. Was siehst du?«

»Nun, sie ist dunkler als die eines normalen Spiegels.«

»Das stimmt.«

»Und sie wird sicherlich aus einem anderen Material bestehen, nehme ich an.«

»Auch damit hast du recht. Es sind die Seelen der Verstorbenen, die ihr Leben auf der Insel lassen mussten. Die Geister der Weißen Voodoo-Priester, die versucht haben, den Weg ins Jenseits zu finden. Während ihre Körper starben und dahinmoderten, kamen die Seelen frei und wurden hier eingefangen.«

Suko räusperte sich. »Bisher habe ich geglaubt, dass Seelen unsichtbar sind.«

»Das stimmt auch, aber in den Voodoo-Priestern steckten andere Geschöpfe, die ihnen mit Rat und Tat zur Seite standen. Geheimnisvolle Kräfte, die die Körper verlassen mussten, als die Priester starben. Und sie habe ich einfangen können. Sie bilden die Spiegelfläche, und nur sie sind in der Lage, das zweite Ich des Menschen erscheinen zu lassen. Es klingt komplizierter als es ist, was du gleich sehen wirst, Suko. Gib genau acht, mein Freund.«

Es gab nicht viele Momente, in denen sich der Inspektor sprachlos zeigte. Der hier gehörte dazu.

Duvalier holte tief Atem, als wollte er sich selbst Kraft geben. Dann nickte er dem Spiegel zu und ging. Er schritt völlig normal auf ihn zu und hätte eigentlich stehenbleiben müssen. Das tat er aber nicht, denn er ging einfach weiter auf die Spiegelfläche zu, hatte sie erreicht - und schritt hinein.

Okay, auch das hatte Suko bereits erlebt. Er wusste von geheimnisvollen Spiegeln und Orten, die Zugänge zu anderen Welten und Dimensionen darstellten, aber das hier war wiederum anders, denn Duvalier verschwand nicht in einer anderen Welt.

Er blieb im Spiegel stehen. Sehr deutlich zeichnete sich seine Gestalt dort ab.

Dann sprach er mit Suko. »Nun, mein neuer Freund? Was sagst du jetzt dazu?«

Suko blieb stumm, doch über seinen Rücken rieselte ein eisiger Schauer.

Das hatte seinen Grund.

Duvalier hatte ihm zwar eine Frage gestellt, aber nicht der Duvalier im Spiegel.

Gesprochen hatte die Gestalt die schräg und nach links versetzt hinter dem Inspektor stand.

Das zweite Ich des Mannes!

***

Es gab es also doch! Es war keine Lüge gewesen. Ein erstes und ein zweites Ich.

Materialisiert, oder nicht? Feinstofflich beide oder nur eine Person, vielleicht auch Wesen.

Suko spürte selbst, dass er bleich wurde, aber das fiel in der Dunkelheit nicht auf. Er strich über sein Haar, wollte gehen und konnte nicht, denn er wusste nicht, in welche Richtung er sich wenden sollte. Zu dem ersten, dem wahren Duvalier, oder zu der zweiten Gestalt, die einfach in den Raum hineinprojiziert worden war.

Er hatte das Gefühl, Gummi unter den Füßen zu haben und stellte die

erste vorsichtige Frage. »Du bist also geteilt. Der Spiegel hat dich dazu gebracht.«

»Ja!« wieder antworteten beide Stimmen.

»Und was bedeutet dies genau?«

»Habe ich dir nicht davon erzählt, dass der Spiegel meine Wünsche erfüllt?«

»Ja, ich begreife es- trotzdem nicht.«

»Die beiden Ichs sind nicht nur getrennt worden. Sie können auch unabhängig voneinander reagieren. Während der eine hier im Spiegel bleibt, kann der andere Teil einen völlig gegensätzlichen Weg einschlagen, ohne irgendwelche Rücksicht auf Zeiten und Hindernisse zu nehmen. Er braucht nicht hier in der Höhle des Schädels zu bleiben, er kann auch so verschwinden.«

»Überall hin?«

»Ja. Und dies innerhalb einer kaum messbaren Zeitspanne. Alles ist möglich.«

Das musste Suko erst verdauen. Dieser geheimnisvolle und gleichzeitig unheimliche Zauber hatte ihn aus der Fassung gebracht. Er bekam die Dinge nicht richtig geordnet. Und er merkte auch, dass durch diesen Teil des Schädels etwas Unheimliches wehte wie ein ferner Atem, ausgestoßen von einer Welt, die niemand begreifen konnte. Es war der Atem, der sich hinter den Dingen verbarg, der dort lauerte und nur selten spürbar war, so wie jetzt.

Suko senkte seine Stimme, als er fragte: »Wie verletzbar ist dieses zweite Ich?«

»Überhaupt nicht.«

»Kann es nicht zerstört werden?«

»Es ist feinstofflich.«

»Aber man kann es beschwören.«

»Das allerdings, und das wäre auch gefährlich. Dann käme es nicht mehr zurück in den Originalkörper, und dieser wäre praktisch seiner Seele beraubt.«

Suko nickte sehr langsam. »Ja, ja, das verstehe ich sehr gut. Das ist mir bekannt…«

»Und es ist eine Chance für dich.«

Er war etwas durcheinander und begriff nicht sofort, was der andere meinte. »Kannst du das erklären?«

»Ja, du könntest dich auf den Weg machen und gewisse Dinge suchen. Zum Beispiel deinen Stab.«

Suko musste lachen. »Es ist wirklich unwahrscheinlich und kaum zu fassen. Dann hat der alte Mönch doch recht gehabt, als er mich zu dir schickte. Hier bekomme ich die Chance.«

»Du hast sie verdient!« erwiderte Duvalier schlicht. »Mich macht es froh, wenn ich jemandem helfen kann, denn mich hat das Schicksal

dazu ausersehen. Ich hüte den Felsen, den nur die Gerechten erklimmen können. Nur die Personen, die es auch verdient haben. Ich habe mir die Vögel als Wächter ausgesucht, die jeden davon abhalten, den Weg der Gerechten zu betreten.«

»Es ist für mich unfassbar«, erwiderte Suko leise, »doch ich fange an, dir zu glauben.«

»Ich irre mich nicht.«

»Dann hast du mir den Weg gewiesen, wenn ich dich richtig verstanden habe.«

»Ja, du kannst diesen Spiegel benutzen, um auf die Reise zu gehen. Du wirst die Spur finden. Versuche nur, in andere Welten einzudringen, denn der Stab des Buddha könnte sich überall verbergen, wenn ich mich nicht täusche…«

»Da hast du recht.«

Duvalier ging einen Schritt nach vorn. Mehr brauchte er nicht zu tun, um den Spiegel zu verlassen. Im selben Augenblick verschwand sein zweites Ich.

Suko atmete tief durch. Der Mann vor ihm stand im Schein der Kerzen und konnte ein Lächeln nicht verbergen. Er hatte Verständnis für Sukos Reaktion und fragte ihn: »Willst du dich stärken oder gleich den Versuch unternehmen?«

»Eigentlich gleich.«

»Gut.« Duvalier hatte nichts dagegen. »Ist dir denn die ungefähre Stelle bekannt, wo sich dein Stab befinden könnte?«

»Nein, kaum. Ich… ich muss erst überlegen. Außerdem möchte ich noch nicht sofort beginnen, denn ich will erst einen Test machen.«

»So wie ich?«

»Jaaaa… so ähnlich.«

Duvalier trat zur Seite und deutete dabei auf den Spiegel. »Was hindert dich daran, Suko? Er steht zu deiner Verfügung. Sorge du dafür, dass du ihn richtig nutzt. Dem Gerechten wird er zur Hilfe, dem Ungerechten zur Todesfalle.«

»Da brauche ich wohl keine Angst vor zu haben«, erklärte Suko und lächelte steif.

Duvalier setzte eine ernste Miene auf, als er sagte: »Es lauern überall Gefahren, und ich möchte dir trotz allem einen Helfer mit auf die Reise geben.«

»Wen denn?«

»Einen Vogel, Suko. Einen von meinen wahren Freunden. Er wird dich verteidigen, wenn es hart auf hart kommt. Was ich ihm sage, wird er auch übernehmen.«

»Und darauf kann ich mich verlassen?«

»Ja.«

»Dann bitte.«

Duvalier drehte sich dem Eingang entgegen und stieß einen schrillen Pfiff aus. Sekunden später hörte Suko das Flattern der Flügel. Er dachte daran, dass dieser Raum eigentlich für einen derartig großen Vogel zu klein geraten war, aber Duvalier hatte alles im Griff. Der Vogel besaß nur mehr die Größe eines Raben und ließ sich auf der Schulter seines Gebieters nieder.

Suko wollte nicht meckern und fragte vorsichtig an, ob er nicht zu klein als Bewacher wäre.

»Ich bitte dich. Hast du sie nicht als währe Vogelriesen erlebt, mein Freund?«

»Das stimmt.«

»Sie sind in der Lage, ihre Gestalt zu ändern. Sie können groß wie Adler werden oder noch größer, sich aber auch wieder zurückverwandeln. Sie sind eben etwas Außergewöhnliches, das habe ich dir schon immer gesagt.«

»Entschuldige, Duvalier. Ich muss mich eben noch an vieles hier gewöhnen.«

»Das ist verständlich.«

Suko schaute auf den Spiegel. Noch merkte er ein Kratzen im Hals und musste es erst wegräuspern. »Kann ich dann jetzt in den Spiegel hineingehen, bitte?«

»Ich habe nichts dagegen.«

Suko lächelte, holte Atem und schritt direkt auf die ungewöhnliche Fläche des menschenhohen Spiegels zu. In seinem Kopf summten die Gedanken, er versuchte sie erst gar nicht zu ordnen, aber etwas Bestimmtes hatte sich herauskristallisiert, und davon würde er sich auch so leicht nicht abbringen lassen.

Der erste Versuch sollte ein Test werden, aber ein bestimmter Test mit ebenfalls bestimmten Folgen.

Noch traute sich der Inspektor nicht. Dicht vor dem geheimnisvollen Spiegel blieb er stehen und besah sich die Fläche, die so ganz anders aussah, als die eines normalen. Sie war grauer und verschluckte einen Teil des Feuerscheins.

Dass der Vogel herbeiflatterte, hörte Suko. Er spürte den Druck auf seiner rechten Schulter, als sich das Tier dort niederhockte. Ohne zurückzuschauen, erkundigte er sich bei Duvalier, ob der Vogel die Größe behalten würde.

»Lass dich überraschen, Suko.«

»Dafür bin ich immer zu haben«, murmelte er und zuckte leicht zusammen, als der Vogel mit dem Schnabel über seine Wange strich, was aber eher einer zärtlichen Geste gleichkam. Er mochte seinen neuen Besitzer und demonstrierte dies auch.

Noch einen Schritt, dachte Suko. Noch einen Schritt mußt du gehen, um hineinzukommen.

Er saugte die Luft ein.
Oder sollte er es zuerst mit der Hand versuchen, sie hineintauchen, um einen kleinen Vorgeschmack zu bekommen?
Nein, er wollte es auf einmal haben, gab sich einen Ruck - und betrat die Fläche.
Kein Widerstand hielt ihn auf. Er hatte den Eindruck, in eine sichtbare und gefärbte Luft zu laufen. Er blieb stehen, drehte sich um und schaute zurück.
Den Feuerschein nahm er so gut wie nicht wahr. Daneben hielt sich der Umriss einer Gestalt auf, die wie er aussah - oder war es eine Einbildung?
Suko machte sich darum keine Gedanken mehr. Es war für ihn wichtiger, sich auf seinen eigentlichen Vorsatz zu konzentrieren.
Und er schickte sein zweites Ich auf die Reise!

***

In der vergangenen Nacht war der Schnee gefallen. Und das auf den hart gefrorenen Boden, wo er nicht wegtauen konnte und selbst die Abgase der Autos zu wenig Wärme brachten.
Ich hatte glücklicherweise beim Aufstehen schon meine Ohren weit offen und hörte das feine Rieseln, als die zahlreichen winzigen Körner gegen die Scheibe prasselten.
Was andere Junggesellen sagen, wenn sie aufstehen, ist mir nicht bekannt, mir aber rutschte das berühmte harte Wort für die weiche Masse gleich dreimal über die Lippen, denn vom Schnee und von der Kälte hatte ich die Nase voll.
Ich war erst vor zwei Tagen aus Russland zurückgekehrt und hatte dort eine barbarische Kälte erlebt, zusammen mit dem blutigen Boris, einem gefährlichen Dämon.
Und jetzt dies. Wieder Schnee, wieder Kälte und natürlich das verfluchte Glatteis.
Was die letzten Winter nicht geschafft hatten, machte dieser alles wieder wett.
Eines war sicher. Den Rover würde ich in der Garage lassen. Ich hatte keine Lust, für die Strecke bis zum Yard mehrere Stunden auf einem Eisparkett zu rutschen. Da sich an einem solchen Tag wie diesem jeder verspäten würde, beeilte ich mich auch nicht sonderlich und ließ es langsam angehen.
Das heiße Wasser der Dusche empfand ich angenehmer als sonst. Ich öffnete trotzdem das kleine Fenster und beugte mich hinaus. Der Schnee wirbelte in harten, kleinen Eiskörnern gegen mein Gesicht, und ein Kälteschwall streifte über meinen nackten Oberkörper.
Urlaub nehmen? Einfach im Haus bleiben? Die anderen fahren lassen?

Eine Idee, mit der ich mich näher befasste, sie aber sausen ließ, denn die Zeit war mir zu schade. Außerdem wollte und musste ich an der Quelle bleiben, denn meine Sorgen rissen einfach nicht ab.

Diesmal ging es um Suko, der uns sang- und klanglos im Stich gelassen hatte und in Indien verschollen war, auf der Suche nach seinem Stab, den man ihm gestohlen hatte.

Er hatte sich nicht helfen lassen wollen, selbst unser indischer Freund war auf Granit gebissen, und Suko hatte alle Brücken vorerst hinter sich abgebrochen.

Dass ihm der Stab entwendet worden war, sah er als persönliche Niederlage an. Und nicht nur das. Seine Magie war ebenfalls verschwunden. Suko hätte ebenso gut ein Stück Holz nehmen können, es wäre auf das gleiche hinausgekommen.

Ich wusste nicht einmal, ob er sich den Stab wieder zurückgeholt hatte, jedenfalls hatte er seinen eigentlichen Job sausen lassen, und wollte erst wieder erscheinen, wenn er erfolgreich gewesen war.

Das konnte dauern, falls er überhaupt etwas erreichen würde. Ich hoffte noch immer, ich wartete auf einen Anruf, eine Nachricht und wollte lieber in London bleiben. Zum Glück war während meines Rußland Aufenthaltes nichts passiert, und mein Freund, der ebenfalls eingeweiht war, wartete natürlich auch.

Bisher hatte sich nichts getan.

Das Frühstück gehörte nicht zu der kargen Sorte. Da ich mir Zeit ließ, konnte ich mich auch satt essen, rief zwischendurch im Büro an und grinste in mich hinein, als niemand abhob. Glenda war also auch nicht…

Da meldete sie sich nach dem siebten Läuten mit gehetzter Stimme. Ich erschrak so hart, dass ich auflegte und einen roten Kopf bekam, wie ein ertappter Dieb.

Schäm dich, Sinclair, dachte ich. Du hockst hier, und andere haben bereits den Arbeitsplatz trotz des miesen Wetters erreicht. Das war natürlich eine kleine Blamage. Ich beschloss, Glenda Perkins nichts von meinem Kontrollanruf zu sagen.

Dafür klingelte sie mich an. Ich meldete mich mit vollem Mund und hörte nur ein »Aha.«

»Was…«, ich schluckte, »heißt das?«

»Ganz einfach. Dass du noch zu Hause sitzt.«

»Klar, bei dem Wetter.«

»Was soll ich denn sagen?« fragte Glenda spitz.

»Ach«, tat ich erstaunt. »Du rufst vom Büro aus an? Das finde ich aber toll.«

»Von wo sonst?«

»Na ja, ich dachte…«

»Hör auf zu denken, John Sinclair. Wann kann ich dich hier

erwarten?«

Ich schaute auf die Uhr. »Nun ja, ich nehme die U-Bahn und bin…«

»Die Wagen sind überfüllt.«

»Dann warte ich lieber noch eine halbe Stunde.«

Ich hörte Glenda seufzen. »Abgemacht, du Blaumacher. Den Kaffee setze ich dann frisch auf.«

»Moment mal, Mädchen, gibt es schon was Neues?«

»Was sollte es denn geben?«

»Na ja, du weißt schon.«

»Nein, John«, ihre Stimme klang jetzt betroffen. »Keine Nachricht von Suko.«

»Okay«, sagte ich leise. »Bis gleich dann. Es wäre auch zu schön gewesen, um wahr zu sein.«

Ich aß den Rest der Rühreier, trank den Kaffee und dann noch einen Schluck Saft und zog mich an.

Der Schnee rieselte noch immer. Manchmal auch hochgewirbelt von einem Windstoß, der die kleinen Körner wie Puderzucker verteilte. Das war ein Winter wie aus dem Bilderbuch. Nur die Autofahrer würden ihn verfluchen.

Ich nahm die dicke Lederjacke mit dem Futter, band mir einen Schal um und verzichtete nicht einmal auf eine Mütze. So verkleidet machte ich mich auf den Weg.

Der Portier in seinem Kasten grinste, als er mich sah. »Machen Sie eine Wanderung, Mr. Sinclair?«

»So ähnlich.«

»Darf man das Ziel erfahren?«

»Sicher, zum Yard.«

»Dann viel Spaß.«

»Danke gleichfalls. Und räumen Sie den Schnee weg. Da kommt Bewegung in die alten Knochen.«

Er verzog das Gesicht, als ich lachend aus dem Haus ging. Wenig später verging mir das Lachen. Leider lief ich gegen den Wind. Im Klartext hieß es, dass mir die feinen Körner ins Gesicht geblasen wurden. Nicht gerade angenehm, aber ich nahm das Schicksal gelassen hin, drückte den Kopf vor und ging so schnell, wie es der Boden zuließ. Das Eis glänzte. Die Sicht war nicht gut. Hier und da leuchteten sogar die Straßenlaternen.

Wütend über den Fußmarsch war ich nicht, ich ärgerte mich nur, als ich in die U-Bahn-Station ging und sah, dass sich dort die Menschen drängten. Glenda hatte von überfüllten Wagen gesprochen, das traf doppelt und dreifach zu.

Von allein konnte ich kaum hineingehen. Ich wurde gedrückt und geschoben. Eingekeilt stand ich in der Menge. Wenn die Bahn scharf bremste, konnte keiner umkippen, da fing der eine Körper den

anderen auf. Am schlimmsten waren die Gerüche. Sie drangen unsichtbar aus den Kleidungsstücken der Leute.

Da stank es nach Mottenkugeln ebenso wie nach Knoblauch und anderen Gewürzen. Ich gewöhnte mich nur schwer daran, biss die Zähne zusammen und atmete nur durch die Nase. Selbst zum Zeitungslesen war kein Platz mehr, was einige Gentlemen ärgerte, wie an ihren zerknirschten Mienen abzulesen war.

Jede Fahrt hat ein Ende, auch diese hier. Wieder hoch, wieder in den Schnee, der mich umwirbelte, dann ging ich die letzten Schritte in Richtung Yard.

Auch hier lachte man mich an, als ich die Halle betrat. Ich hörte, dass ich nicht der einzige war, der ohne Wagen kam. Andere hatten angerufen, weil sie feststeckten. An manchen Stellen in der Londoner City lief nichts mehr.

Noch in der Halle nahm ich die Mütze ab, klopfte mir die Schneeflocken von der Jacke und betrat den Lift. Ich freute mich auf Glendas Kaffee, der gerade heute so richtig schön wärmen würde. Das war ein Fest für Körper und Seele.

Bereits auf dem Flur nahm ich den Geruch wahr, und meine Augen begannen zu strahlen. »Du hast genau gewusst, wann ich kommen werde, gratuliere, Glenda«, sagte ich beim Eintreten.

Die dunkelhaarige Person drehte sich um. Glenda hatte ihre Stiefel in die Ecke gestellt und flache Schuhe angezogen. Sie trug eine violette Keilhose und einen beigefarbenen Pullover mit Rollkragen, der leicht von ihrem Hals abstand.

»Ja, mein Timing stimmt.«

Ich schloss die Tür, zog die schwere Jacke aus und zupfte die Ärmel des gelben Pullovers zurecht. »Verdammt noch mal, ist das ein Wetter.«

»Was willst du, John? Im letzten Winter hatten wir die Stürme. Da war es auch zu warm…«

»Ja, schon gut.« Ich setzte mich auf einen Stuhl an der Heizung und sah den verwunderten Gesichtsausdruck der jungen Frau. Sie kam mir vor wie eine Fremde.

»Habe ich was an mir, Glenda?«

»Nicht direkt. Ich wundere mich nur, dass du hier sitzt und nicht in deinem Büro.«

»Ach so. Ja, was soll ich da? Suko ist nicht zurück, ich werde den Kaffee hier genießen.«

»Wie schön.«

»Das klang nicht begeistert.«

»War es auch nicht«, gab sie zu, als ich mir eine Tasse nahm und sie vollschenkte. »Ich habe nämlich einiges aufzuarbeiten. In den anderen Abteilungen sind die großen Krankheiten ausgebrochen. Ich mache da

einiges an Arbeit mit. Abrechnungen und so…«

»Nur keine Hektik, Glenda.« Ich trank die ersten Schlucke und musste gestehen, dass sie beinahe ein kleines Wunder bewirkten. Die Wärme flutete durch meinen Körper. Sie strömte vom Magen her in die Höhe und gab mir das Gefühl der Geborgenheit. Komisch, was eine Tasse Kaffee bei einem derartigen Wetter doch bewirken konnte.

Das Wetter war auch unser Gesprächsthema. Wenn ich nach draußen schaute, sah der Himmel aus wie schmutzige Asche, aus der es ununterbrochen hervorrieselte. Ich dachte an meinen letzten Fall, der mich nach Russland geführt hatte. Da war es auch bitterkalt und verschneit gewesen, nur hatte mir der Schnee dort nicht so viel ausgemacht wie hier in London. In Russland gehörte er einfach dazu.

»Wie sieht dein Tag heute aus?« fragte Glenda.

Ich hob die Schultern und schenkte mir noch einmal Kaffee nach. Langsam rührte ich den Zucker um. »Das kann ich dir nicht sagen. Wenn mich nicht alles täuscht, werde ich am Schreibtisch hocken, Berichte schreiben, und daran denken, dass andere in den Winterurlaub gefahren sind und es denen jetzt besser geht.«

»Wie den Conollys.«

»Richtig.«

»Wo stecken die genau?«

»Irgendwo im Engadin, in der Schweiz. Nicht weit von St. Moritz weg. Dort muss es prächtig sein.«

»Ich dachte immer, du magst keinen Schnee.«

»Da schon. Nur in der Großstadt nicht.« Ich winkte ab und stellte die Tasse weg. »Was soll das alles? Es hat sowieso keinen Sinn. Arbeit, lauf weg, sonst kriege ich dich.« Mit diesen Worten und von Glendas Lachen verfolgt, ging ich auf meine Bürotür zu.

Ich war noch immer in Gedanken, als ich sie öffnete, in den Raum schaute - und wie angewurzelt und schreckensbleich auf der Schwelle stehenblieb. Was ich sah, war verrückt, der reinste Irrsinn.

Auf seinem Platz hockte Suko und wurde bewacht von einem großen schwarzen Vogel!

***

Ich stand da, rührte mich nicht, konnte nicht einmal etwas denken und reagierte auch nicht, als mich Glenda aus dem Zimmer hinter mir ansprach. Sie wollte wissen, weshalb ich nicht weiterging, aber das war mir in diesen Augenblicken nicht möglich.

Ich wusste nicht, ob ich mich freuen sollte oder nicht. Der Vogel zusammen mit Suko war ein zu großer Schock gewesen, eine Fata Morgana vielleicht…

»Nein, das ist irre!« Glenda war dicht an mich herangetreten und hatte ebenfalls in den Raum geschaut. Sie schüttelte den Kopf, sie

wollte etwas sagen, doch die Geräusche, die über ihre Lippen drangen, hatten mit Worten nichts gemeinsam.

Ich glaubte noch immer an einen Traum und hatte gleichzeitig den Eindruck, in einen Abgrund zu fallen. Es kostete mich Überwindung, den ersten Schritt zu wagen. Glenda blieb außen vor. Sie war bleich wie eine Kalkwand geworden und konnte nicht fassen, was sie da zu sehen bekam.

Der Vogel rührte sich nicht. Seltsamerweise galt mein direkter Blick ihm, da ich den Eindruck hatte, als würde von ihm eine gewisse Gefahr ausströmen.

Seine Augen waren wie Knöpfe, das Gefieder sah so schwarz wie die Nacht aus, und selbst sein Schnabel wirkte wie ein schwarzer spitzer Dolch, kaum gekrümmt.

Ich hatte einen Frosch im Hals sitzen, kniff mich selbst, weil ich davon ausging, dass ich möglicherweise träumte, aber ich träumte nicht. Suko saß in unserem Büro, und er schaute mich mit einem Gesicht an, das mir vorkam wie eine Plastikmaske.

Keiner von uns sprach, Ich hörte meinen eigenen Atem, nur den meines Freundes nicht. Er kam mir vor wie jemand, der überhaupt nicht zu atmen brauchte.

Wie in Trance ging ich an meinen Platz, ohne mich allerdings zu setzen.

Ich blieb am Schreibtisch stehen, den Blick auf Suko und diesen Vogel gerichtet.

»Du mußt sprechen, John!« flüsterte Glenda von der Tür her.

»Klar, Mädchen, klar.« Ich wollte auch sprechen, aber verdammt noch mal, ich wusste nicht einmal, wie ich meinen Freund und Kollegen anreden sollte. Ich starrte ihn dafür an und suchte in seinem Gesicht und seinem Körper nach irgendwelchen Hinweisen, über die ich selbst nicht genau Bescheid wusste.

Mir war unklar, was ich suchte, was anders war an meinem Freund. Eigentlich nichts, bis auf eine doch bedeutende Kleinigkeit. Er brauchte tatsächlich nicht zu atmen und hockte hinter dem Schreibtisch wie eine lebende Leiche, ein Zombie…

Zombie?

Ich schluckte und spürte eine Hitzewelle, die durch meinen Körper raste.

Suko ein Zombie, das wäre der nackte Wahnsinn gewesen, das würde ich nicht packen, das…

War er nicht blasser als sonst? Ja, seine Gestalt sah mir anders aus. Sie wirkte so, als wäre sie mit einer sehr dünnen Haut bedeckt. Beinahe schon durchscheinend. Ich hatte den Eindruck, als könnte er sich jeden Augenblick auflösen und wieder verschwinden.

Zu Glenda gewandt fragte ich: »Hör mal zu, Mädchen. Du hast nicht

zufällig gesehen, wie er das Büro betreten hat?«
»N… nein…«
»Und es kam auch kein Vogel geflattert.«
»Was denkst du, John?«
»War auch nur eine Frage. Dann hat er sich also materialisiert, wenn ich mich nicht irre.«
An Sukos Gesicht hatte ich ablesen können, dass er meine Worte sehr wohl verstanden hatte. Seine Lippen verzogen sich, er sah aus, als wollte er anfangen zu sprechen.
Dem kam ich durch meine Frage zuvor. »Wo kommst du jetzt her, Suko? Kannst du sprechen?«
»Ich bin in Indien.«
»Nein, du bist hier.«
»Auch dort.«
»Noch mal, alter Freund. Du bist hier und dort? Wo bist du dann dort? Sag es!«
»Auf dem Felsen der Weisheit. Es ist die letzte Chance, die ich habe. Ich muss die Kraft zurückbekommen. Ich darf den Stab nicht mehr hergeben. Ich will ihn…«
»Warst du an Buddhas Grab?«
»Ja.«
»Was geschah dort?«
»Man schickte mich weg. Ich traf einen Mönch. Er berichtete vom Felsen der Weisheit. Ich traf dort Duvalier. Er gab mir die große Chance, John. Ich konnte mich teilen.«
»Wie das?«
»In zwei Ichs.«
Patsch, das hatte gesessen. Meine Gedanken wirbelten. Ich hatte keinen Grund, Sukos Worten zu misstrauen. Wenn er Von seinem zweiten Ich sprach, musste das den Tatsachen entsprechen, denn ich wusste ebenfalls, dass der Mensch nicht so war, wie er aussah. Dass er zwar einen sichtbaren dreidimensionalen Körper besaß, gleichzeitig auch ein noch weitgehend unerforschtes Refugium, die sogenannte Seele.
Unsichtbar und nicht zu verwechseln mit dem Astralleib eines Menschen.
Und genau der musste sich bei Suko gebildet haben.
Vor mir saß ein Astralleib, ein feinstofflicher Körper, dem Original voll und ganz gleichend. Deshalb klang seine Stimme auch so seltsam und hallend, als käme sie aus einer großen Ferne. Auch die Haut wirkte dünn und durchscheinend, die Augen ohne Leben.
Hinzu kam dieser Vogel. Er hockte wie ein schwarzes Ungeheuer auf dem Schreibtisch und ließ mich nicht aus dem Blick, als wollte er Suko beschützen.

Was sollte ich tun?

Ich wusste es nicht, stellte Suko aber eine Frage, die mir auf dem Herzen brannte. »Ich gehe davon aus, dass du nicht hier bei mir bleiben willst -oder?«

»So ist es.« Er sprach sehr leise. Die Stimme hörte sich für mich brüchig an, als würde sie jeden Augenblick zusammenbrechen. Er saß zwar greifbar vor mir und erinnerte mich trotzdem an jemand, der meilenweit entfernt von mir war.

»Und wo willst du hingehen, Suko?«

»Auf die Suche nach einer Lösung, John. Ich muss eine Aufgabe erfüllen. Man hat mir die Chance gegeben, ich habe den Felsen der Weisheit gefunden. Dort herrscht Duvalier. Er ist derjenige, der die Wege fand. Er hat den Spiegel, der einen Menschen teilen kann. Der Spiegel spaltet die Persönlichkeit. Aus einer werden zwei. Das habe ich am eigenen Leibe erfahren können. Ich sitze hier als mein zweites Ich vor dir, John, aber ich denke auch an euch. Glaube nur nicht, dass ich es vergessen habe. Ich will wieder zurück, doch nachher, John - nachher.«

Suko litt unter seinem Schicksal. Um das zu wissen, brauchte ich kein Prophet zu sein. Das hatte ich seiner Stimme entnommen. Es schmerzte ihn, nicht mehr der zu sein, der er früher einmal gewesen war. Ich konzentrierte mich auf sein blasses Gesicht, in dem hin und wieder die Haut zuckte, als bestünde sie aus sehr dünnem Papier. Sie wirkte sogar leicht durchsichtig auf mich, als könnte sie jeden Augenblick brechen und als Fetzen davonfliegen.

Es fiel ihm anscheinend schwer, den Zustand aufrechtzuerhalten, aber ich wollte mich nicht damit zufriedengeben. Suko bestand aus zwei Ichs.

Konnte ich einfach hingehen und sein zweites Ich so behandeln, wie ich es mit seinem ersten getan hätte?

Ihn anfassen, möglicherweise sogar mit meinem Kreuz konfrontieren.

Das käme auf einen Versuch an, wobei ich den Vogel ebenfalls nicht übersah, der mich nicht aus den Augen ließ und tatsächlich auf Sukos Seite stand und ihn bewachte.

»Ich habe dich verstanden, Suko. Ich möchte dich trotzdem fragen, was du vorhast.«

»Ich werde weiter nach einer Chance suchen.«

»Du willst die Kraft zurück?«

»Ja, mein Stab soll wieder gefüllt werden. Ich werde den mächtigen Buddha um Verzeihung bitten. Mein erstes Ich wird von meinem zweiten getrennt sein. Ich kann es auf die Reise schicken und bleibe persönlich auf dem Felsen.«

»Das ist gut.«

»Dann wirst du mir die Daumen drücken, John?«

»Nicht nur das.« Ich lächelte kantig. »Du hast mich überzeugt, Suko. Du bist mächtig geworden. Ich mache dir folgenden Vorschlag. Ich gehe den Weg mit dir zusammen. Lass uns gemeinsam versuchen, die Kraft des Stabes wieder zurückzugewinnen. Wir beide reisen durch die Dimensionen. Du kannst mich mit auf den Felsen der Weisheit nehmen, denn ich will ebenfalls versuchen, meinen Körper in zwei Ichs zu spalten. Gemeinsam sind wir stärker, glaube mir.«

»Nein, John, das geht nicht.« Auf seiner dünnen Gesichtshaut zeichnete sich Erschrecken ab. »Das ist unmöglich. Ich würde Duvalier betrügen. Ich habe sein Vertrauen, ich…«

»Denk auch an dich, Suko!«

»Das tue ich und…« Er schüttelte den Kopf. »Nein, John, das ist unmöglich.«

Ich stellte fest, dass Suko sich bereits zu einer inneren Immigration entschlossen hatte. Mit anderen Worten, er bereitete sich wieder auf eine Rückkehr vor. Und zwar ohne mich.

Ich wollte ihn halten. Er hatte sich entschlossen, sich uns zu zeigen und zu beweisen, dass er noch existierte. So etwas fand ich sehr nobel, aber ich sah nicht ein, dass er mir entwischte.

Natürlich konnte ich nicht hingehen und sein zweites Ich mit beiden Händen umfassen. Es einfach wegzerren und so tun, als wäre er völlig normal. Diesen Körper musste ich anders bannen und griff zu einem Trick. Ich fragte Suko: »Darf ich dich noch einmal anfassen? Ich möchte dir die Hand schütteln…«

»Nein, John, ich bin eine Projektion. Du würdest hindurchfassen. Ich bin nicht dreidimensional. Kannst du das denn nicht begreifen? Ich gehöre in dieser Gestalt nicht mehr in diese Welt. Ich bin in ihr nur ein Suchender, ein Reisender, der etwas finden will. Mein Erscheinen hier hatte nur den Grund, um dich zu beruhigen und dir zu zeigen, dass ich noch existiere. Was immer du auch unternehmen willst, denke daran, dass du mir die Seele rauben könntest.«

»Nicht die Seele, Suko. Sie ist unsichtbar. Was ich hier in meinem Büro sehe, ist etwas anderes. Ich sehe es als deinen Astralleib an. Verstehst du das?«

»Es stimmt.«

»Und ihn kann ich…«

Sukos Gesicht verzog sich, und Schmerzen zeichneten sich darin ab.

»Du kannst und darfst nichts, John. So glaub mir doch endlich. Ich muss das allein durchstehen.«

»Diesmal nicht!«

Ich griff nach meinem Kreuz, eine völlig harmlose Bewegung, aber nicht für den Vogel.

Er plusterte sich plötzlich auf. Beirren ließ ich mich nicht und hörte Glenda Perkins' Schrei. Sie stand noch immer an der Tür und hatte

alles mit angesehen.
»Vorsicht, John!«
Ihre Warnung war nicht unberechtigt. Denn urplötzlich schoss der Vogel vor.
In meinem Büro hatte ich schon allerlei erlebt, aber noch nie mit einem Riesenvogel gekämpft. Er kam mir doppelt so groß vor, seine Schwingen waren wie breite Peitschen, und als er sich abstieß, hörte ich Sukos Stimme.
»Ich habe dich gewarnt, John! Ich habe dich gewarnt…«

***

Wieder in Indien - der Felsen der Weisheit. Versteckt in einem bleichen Knochenschädel, dessen Inneres ein Hort der Magie war und als Zentrum den Spiegel besaß.
In ihm stand Suko.
Der echte Suko, der dreidimensionale, der sein zweites Ich auf die lange Reise geschickt hatte und nun trotz der Entfernung miterleben musste, wie es und John Sinclair reagierten.
Er hätte es ahnen, er hätte es wissen müssen, dass John Sinclair nicht so leicht zu überzeugen war, dass er stets nachhakte und in gewissen Situationen kein Pardon kannte.
Es war einfach schlimm, denn der echte Suko erlebte den Widerstand ebenso mit wie sein zweites Ich.
Er schaute nach vorn, aus dem Spiegel heraus. Der Vogel und die schimmernde Gestalt waren verschwunden. Nur Duvalier stand noch dort, und in seinen Augen lag ein geheimnisvolles Glühen, als wüsste er über alles genau Bescheid.
Er sagte kein Wort, nur auf seinem Gesicht war zu lesen, dass es ihm nicht gefiel. Er merkte von den Schwierigkeiten, die Sukos zweites Ich bekam.
»Was hast du getan?«
Seine Frage drang wie ein dumpfes Flüstern durch die Spiegelfläche an Sukos Ohren.
»Ich… ich musste zu einem Freund. Ich konnte nicht anders. Mein Gefühl handelte so.«
»Wieso dein Gefühl?«
»Er ist ein Freund. Ich war verschollen.«
»Nein!« keuchte Duvalier. »Sollte ich mich so in dir getäuscht haben? Du kannst nicht anders handeln, du darfst es nicht. Du mußt dich an unsere Gesetze halten. Wenn nicht, dann…«, er ließ die Drohung unausgesprochen, zeigte aber dennoch, was er darunter verstand, denn er holte unter seinem langen Umhang einen langen Stab hervor, der mit einem gefährlichen Mechanismus ausgestattet war. Als er auf einen Knopf drückte, da schnellten aus dem Loch an der Spitze drei

kleine Messer hervor, die zitterten wie Federn.
»Las es sein?« warnte er. »Ich wäre sonst so enttäuscht, dass ich dich töten müsste.«
»Ich kann nicht!« schrie Suko. Er merkte sehr deutlich, was in London mit seinem zweiten Ich geschah.
»Doch, du mußt können!«
»Nein!« schrie Suko aus dem Spiegel. »Warte noch. Gib mir eine letzte Chance.«
Duvalier hatte den Arm mit seiner Waffe bereits vorgestreckt. Die drei Messer standen wie die Arme kleiner Fächer dicht vor dem Spiegel und waren nur mehr eine Handbreit von Sukos Hals entfernt, um ihn in einen blutigen Springbrunnen verwandeln zu können…
Der schwarze Vogel griff an. Er war schnell und füllte mit seinem Körper die gesamte Zimmerbreite aus. Aus seinem Maul drang ein scharfes Krächzen, das sich anhörte wie eine menschliche Stimme, die sich beschweren wollte.
Der Schnabel war scharf wie ein Messer, obwohl er aus zwei Hälften bestand. Er bewegte sich ebenso schnell wie der Kopf, und er hackte auf mich nieder.
Ich hatte meine Waffe nicht gezogen und versuchte es zunächst mit den Händen. Die Faustschläge trafen den Kopf des Vogels und schleuderten ihn zurück. Dafür erwischte mich eine der flatternden Schwingen und brachte mich aus dem Konzept. Ich flog gegen meinen Schreibtisch, räumte dort einiges ab und sah aus den Augenwinkeln Glenda Perkins an der Tür stehen, die eigentlich hätte verschwinden sollen, aber dort stehenblieb, als hätte man sie hypnotisiert. Ich fuhr herum.
Der Schnabel hackte zu, während der Vogel wie eine schwarze Decke über mir schwebte.
Ich bekam den kurzen, kräftigen Hals zu fassen. Es war ein Glücksgriff.
Ich hielt fest und schüttelte ihn durch, dann schleuderte ich ihn herum, und ließ ihn gleichzeitig los.
Er klatschte gegen die Wand und gab abermals einen Laut von sich, der an ein wütendes Kläffen erinnerte.
Ein kurzer Seitenblick zu Suko. Er hatte seine Lage nicht verändert.
Blass und wie gezeichnet hockte er auf seinem Platz, die Augen weit geöffnet und mit zitternden Lippen.
Mein Gott, welch eine Hölle musste in ihm toben, während ich mich mit dem Vogel beschäftigte.
Töten oder nicht?
Er flatterte hoch. Ungelenk sah es in der Enge des Büros aus, aber nicht weniger gefährlich.
Mordlust?

Ich machte mir darüber keine Gedanken mehr, schleuderte ihm einen Stuhl entgegen, brachte seinen Angriff somit aus dem Konzept und setzte sofort nach.

Diesmal mit dem Dolch!

Die Klinge drang durch Gefieder, Haut, Knochen und auch dünnes Fleisch. Sie riss einen breiten Spalt. Eine dunkle Flüssigkeit drang aus der Wunde, dann schlug das Tier noch einmal mit den Flügeln, während es sich auf dem Boden wälzte und Sekunden später still dalag.

Ich hatte gewonnen!

Glenda Perkins flüsterte Worte, die ich nicht verstand. Mein rechter Arm sank nach unten, mit der linken Hand winkte ich ab, dann ging ich zu Suko.

Sah er mich, sah er mich nicht?

Er war bleich geworden, durchscheinend, ein Gespenst schaute mich an, ein Geist, der noch einmal den Kopf schüttelte und schneller war als ich, denn er ließ es nicht zu, dass ich ihn mit dem Kreuz berührte. Von einem Moment zum anderen war er weg. Genau dort, wo er gesessen und dem Kampf zugeschaut hatte, blieb noch eine kühle Insel zurück. Das war die einzige Erinnerung.

Ich stand da, schaute ins Leere und hörte Glendas Stimme. »Himmel, John, was war das?«

»Kein Traum, Glenda.«

»Dann haben wir Suko gesehen?«

Ich hob die Schulter und versuchte, Ordnung in meine Gedanken zu bringen. »Das kann ich dir nicht einmal genau sagen. Es war Suko, er sah so aus, er sprach mit seiner Stimme, und trotzdem hatte ich den Eindruck, einen Fremden zu sehen. Verstehst du das? Er ist mir fremd geworden, er ist…«

Sie kam auf mich zu, blieb neben mir fröstelnd stehen und drückte ihren Körper gegen den meinen. »Ich wollte, es wäre ein Traum gewesen, John. Ja, ich wollte es. Was hat man mit Suko nur gemacht, John? Was ist mit ihm geschehen?«

»Wenn ich das wüsste, Glenda, ginge es mir besser.«

»Und dieser Mordvogel?«

Ich räusperte mich. »Sorry, aber da kann ich dir auch nichts zu sagen. Irgendwie gehörte er dazu. Man hat ihn geschickt. Als Aufpasser, als Leibwächter, als Killer.«

»Für Suko?«

»Sicher, Glenda.«

»Kannst du mir sagen, John, was wir da gesehen haben? Einen Menschen sicherlich nicht.«

»Da hast du recht.«

»Und was? Ein Gespenst?«

Ich schüttelte den Kopf. »Sein zweites Ich, Glenda. Jeder Mensch hat zwei Leiber. Einen stofflichen und einen feinstofflichen. Suko hat mir selbst gesagt, dass er zu einem Suchenden geworden ist. Er sucht die Kraft seines Stabes, die zurückkehren muss, und er hat eine Spur gefunden, glaube ich. Den Felsen der Weisheit, wie ich ihn richtig verstanden habe. Dort lebt ein Mann namens Duvalier, der in der Lage ist, die beiden Ichs eines Menschen zu trennen. Um den Astralleib entstehen zu lassen, braucht der andere nicht in einen tiefen Schlaf zu fallen. Beide Körper können voneinander getrennt existieren. Das ist positiv für Suko. So hat er mit uns Kontakt aufgenommen, um auf diese Art und Weise zu erklären, dass es ihn noch gibt. Nur will er sich nicht helfen lassen. Er hat den Stab verloren, er fühlt noch immer die Bürde der Verantwortung. Er hat ihn zwar zurückerhalten, doch er sucht noch immer die Kraft, die verlorengegangen ist. Ob er eine Chance auf dem Felsen der Weisheit bekommt, das wissen die Götter. Ich jedenfalls nicht.«

»Und dieser Duvalier?« fragte Glenda. »Was ist denn mit ihm?«

»Weißt du es?«

»Nein.«

»Ich ebenfalls nicht. Ich habe nur den Namen gehört, mehr ist mir nicht bekannt.«

Glenda ging einen kleinen Schritt nach vorn. Sie deutete auf den Vogel, der nicht mehr als solcher zu erkennen war, denn auf dem Boden verteilten sich seine Überreste.

Der Fleck sah aus, als hätte jemand dort Teer hingekippt und ihn verrieben.

»Der ist aber in seiner normalen Existenz mit ihm gekommen, John.«

»Das glaube ich auch.«

»Kannst du dir denn denken, weshalb Suko in seine beiden Ichs gespalten wurde?«

»Eine gute Frage«, murmelte ich und räumte dabei auf. Ich stellte den Stuhl hoch, legte die Papiere wieder auf den Schreibtisch sowie die Kugelschreiber, Bleistifte und Füllfederhalter. Das Telefon hatte den Angriff schadlos überstanden.

»Bekomme ich keine Antwort?«

Ich setzte mich auf die Schreibtischkante. Mein Blick glitt durch das Fenster. Es hatte angefangen zu schneien. Die feinen Körner rieselten in gewaltigen Wolken aus dem aschgrauen Himmel. »Was ich dir jetzt sage, Glenda, ist reine Spekulation. Ich gehe davon aus, dass Suko sein zweites Ich ausgeschickt hat, um Kontakt aufzunehmen, mit dem Geist des toten Buddha. Er war an seinem Grab, das hat er mir berichtet, aber er hat dort keinen Erfolg errungen. Keinen hundertprozentigen. Er traf dort auf einen alten Mönch, der ihn zum Fels der Weisheit geschickt hat. Mehr kann ich dir auch nicht sagen.«

Glenda schaute ins Leere. »Bist du denn davon überzeugt, dass es so stimmt?«

Ich holte tief Atem. »Was heißt überzeugt? Ich will es hoffen, dass ich richtig liege, verstehst du?«

»Natürlich, aber es hat dich nicht überzeugt.«

»Richtig.«

»Nächste Frage, John. Wie kannst du ihm helfen?«

Ich lachte etwas bitter. Es war eine mehr als bescheidene Lage. Ich kam mir manchmal vor, als hätte sich Suko uns nur gezeigt, um uns zu erklären, dass wir eine Sache aufgeben sollten.

Nicht mehr weitermachen, es war genug, denn er wollte den Weg allein gehen. Andererseits hatte er uns Hinweise gegeben.

Glenda lächelte mit spitzen Lippen. »Wie heißt der Mann noch? Duvalier? Wo lebt er? Auf dem Felsen der Weisheit. Ich kann mir vorstellen, dass du ihm einen Besuch abstatten mußt, um Suko zu finden. Da hat er eine gute Spur gelegt.«

»Da hast du nicht unrecht.«

»Dann mach dich bereit.«

»Wer ist Duvalier, und wo finden wir den Felsen der Weisheit?«

»In Indien, nehme ich an.«

Ich konnte ein Lachen nicht unterdrücken, weil sich die Antwort so herrlich naiv angehört hatte. »Wunderbar, liebe Glenda. Kannst du mir auch den Weg zeigen?«

»Du verlangst verflixt viel.«

»Nicht mehr, als ich von mir verlange. Auch ich weiß nicht, wo ich ansetzen soll. Muss ich dir denn sagen, wie groß Indien als Subkontinent denn ist? Das ist ein Land mit Millionen von Geheimnissen. Eine uralte Kultur, die Zeit gehabt hatte, Welten aufzubauen, in denen viele Menschen noch heute leben. Indien besteht nur aus Rätseln, habe ich den Eindruck. Da reiht sich eines an das andere. Es ist für einen Europäer beinahe unmöglich, dies zu begreifen.«

»Dabei haben wir es noch gut«, sagte Glenda leise.

»Wie meinst du das?«

»Denk an Mandra Korab. Er ist Inder, er kennt sein Land, er weiß sehr viel.«

»Leider nicht alles. Glenda, denk doch daran, wie sich Mandra bemüht hat, eine Spur von Suko zu finden. Er hat es nicht geschafft.«

Sie starrte mich an und schüttelte den Kopf. Ihr Gesicht zeigte einen beinahe schon bösen Ausdruck. »Sag mal, John, bist du irgendwie anders geworden in den letzten Minuten?«

»Wie meinst du das?«

»So negativ kenne ich dich gar nicht. Du bist mir aus dem Ruder gelaufen? Hat dich das Erscheinen dermaßen geschockt, dass du…?«

Ich winkte ab. »Nein, Mädchen. Ich weiß nur, dass es sehr schwer ist. Und ich ahne gleichzeitig, dass wir oder dass ich auch hier in London mit in den Fall hineingezogen werde.«

»Das sind wir schon.«

»Richtig, aber noch direkter. Ich habe den Angriff überstanden. Ich weiß nicht, wer oder was dieser Duvalier ist und vorhat. Jedenfalls klingt der Name nicht indisch, sondern französisch. Und darauf setze ich meine Hoffnungen.«

»Wieso?«

»Ganz einfach. Ich werde erstens den Computer einschalten und zweitens versuchen, mit Mandra Kontakt aufzunehmen. Das kannst du erledigen, während ich in die Unterwelt fahre.«

Glenda schaute mich skeptisch an. »Wartet Mandra denn auf einen Anruf von uns?«

»Er ist ein Mensch, der immer wartet.«

»Hör auf. Okay, ich versuche es.«

Bevor ich ging, hauchte ich einen Kuss auf ihre Wange. »Du bist super, Mädchen.«

»Klar, bin ich immer. Noch eine Frage. Wer entfernt die komischen Reste des Vogels?«

»Das ist allerdings ein Problem«, murmelte ich.

»Der Putzfrau können wir diese Schweinerei nicht überlassen. Ich wäre dafür, dass wir es zunächst eintrockenen lassen und dann weitersehen.«

Ich klatschte in die Hände. »Vorzüglich, Glenda. Da sieht man wieder, wer hier die Hausfrau ist.«

»Hör auf mit den alten Rollenspielen und den bescheuerten Klischees.«

»Sorry, du emanzipiertes Wesen. Wobei ich trotzdem hoffe, dass du auch weiterhin den Kaffee so perfekt kochst.«

»Ich werde es mir überlegen.«

»Du findest mich dann in der Unterwelt.«

»Ja, schönen Gruß an den Teufel.«

»Mach' ich. Und auch an die Großmutter.«

Die Kollegen zogen lange Gesichter, wenn sie mich sahen. Sie wussten, dass es zwar Arbeit gab, was nicht weiter für sie tragisch war, doch zumeist kam ich mit nicht einfach zu lösenden Problemen.

Dementsprechend war auch ihr Verhalten.

Einige zogen sich diskret zurück. Ich schaffte es trotzdem, mir einen der Bosse zu schnappen. »Sag nur nicht, dass du Mittagspause hast, Earl!«

»Nein, leider nicht.«

»Dann gib mal deinem Apparat Saft.«

»Um welche Frucht handelt es sich denn?« Earl strich über seinen

prächtig gewachsenen Oberlippenbart, dessen Enden kunstvoll in die Höhe gedreht worden waren.

»Duvalier.«

»Aha, wo wächst die denn?«

»In Indien, glaube ich.«

»Hört sich französisch an.«

»Indien ist groß. Der Kerl kann auch ausgewandert sein. Schaut mal nach, was ihr über Duvaliers habt und dann hätte ich noch einen Begriff. Der Felsen der Weisheit.«

Earl musste lachen. »Du bist gut, Sinclair, total gut. Willst du endlich dorthin und die Weisheit mit Löffeln zu dir nehmen?«

»Klar, aber dich nehme ich mit, damit ich einen habe, der sie programmieren kann.«

Earl nickte. »Willst du hier warten?«

»Zunächst ja.«

Er verschwand gramgebeugt. Es dauerte zwei Zigarettenlängen, da hatte er die ersten Ergebnisse bekommen. Es gab tatsächlich einige Duvaliers, die unser Computer gespeichert hatte. Nur hatten sie nichts mit Schwarzer Magie zu tun. Der eine war ein Rauschgifthändler aus Nizza, zwei andere gehörten zu den militanten Farbigen, wieder andere wurden als Berufsmörder gesucht.

»Kannst du damit etwas anfangen?« fragte mich der Kollege, als ich die Ausdrucke vor mir ausgebreitet hatte.

»Ich glaube nicht.«

»Dein Pech.«

»Und was ist mit dem Felsen der Weisheit?«

Er winkte ab. »Da hast du ebenfalls Pech auf der ganzen Linie. Unser Computer kann damit nichts anfangen. Er hat nicht einmal gerülpst, geschweige denn gespuckt.«

Ich stieß hörbar die Luft aus. »Das habe ich befürchtet«, murmelte ich.

Earl hob die Schultern. »Du weißt, dass ich dir gern geholfen hätte, aber in diesem Fall ist es schlecht. Nur Lattenschüsse. Du hast eben einen zu komplizierten Job. Der ist nicht gradlinig genug. Bisher haben wir noch keine Geister einspeichern können.«

»Duvalier ist kein Geist.«

»Meinetwegen auch das. Aber las dir gesagt sein, Alter, man kann nicht alles haben.«

»Das sehe ich auch«, erwiderte ich und warf einen letzten Blick auf die Ausdrucke, bevor ich mich erhob.

»Du kannst doch nach Indien fahren und nachforschen. So ein Trip wäre doch nicht schlecht. Eine bezahlte Urlaubsreise möchte ich auch gern bekommen.«

»Urlaub ist gut.«

»Weiß ich doch, John. Ehrlich, in deiner Haut möchte ich nicht stecken.«

»Wenigstens einer, der mich bedauert. Bis neulich mal, Earl.«

»Ja, vielleicht in einer Kneipe und ohne Computer.«

»Ist auch eine Idee.«

Als ich ging, fühlte ich mich verdammt mies. Im Magen lag ein dicker Kloß, der sich anfühlte wie Kaugummi und ständig an Größe zunahm.

Ich kam mir auf den Arm genommen vor, und vor Zorn ballte ich die Hände zu Fäusten.

Glenda sah meinem Gesicht an, wie »erfolgreich« ich gewesen war.

Auch ihr war es noch nicht gelungen, eine Verbindung nach Indien zu bekommen. Wenn wir sie hatten, stand noch nicht fest, dass wir Mandra Korab auch erreichten.

Ich saß am Schreibtisch und bekam frischen Kaffee. »Was sagt dir dein Gefühl, John?«

»Nichts.«

»Auch nicht, dass du reisen mußt?«

Ich trank Kaffee und schaute sie schräg über den Rand der Tasse hinweg an. »Wenn du dabei an Indien denkst, so sehe ich da nicht viele Chancen - ehrlich.«

»Was macht dich so pessimistisch?«

Ich stellte die Tasse ab. »Suko.«

Glenda begriff mich nicht und forderte eine Erklärung.

»Kannst du haben. Dass er gekommen ist, sagt uns doch, dass er uns nur beruhigen wollte. Ansonsten ist er bereit, die Sache allein durchzuziehen. Er braucht uns nicht. Suko wird wieder erst so sein wie früher, wenn es ihm gelungen ist, den Stab aufzufüllen. Das heißt, die Kraft wieder zurückzubekommen.«

»Da könntest du recht haben.«

»Demnach sind wir außen vor.«

Glenda hob die Schultern, sie war ebenfalls meiner Meinung. Dass wir uns beide irrten, konnten wir zu diesem Zeitpunkt nicht ahnen…

***

Suko hätte nie damit gerechnet, in einer derartigen Angst leben zu können. Es war schlimm für ihn gewesen. Er hatte sein zweites Ich auf die Reise geschickt, und dieser feinstoffliche Körper hatte alles genau registrieren können.

Der Kampf seines Freundes John mit dem Mordvogel und auch die Vernichtung des Tieres. So hatte Suko sich seine ungewöhnliche und begrenzte Rückkehr nicht vorgestellt. Sie sollte nur eine Beruhigung seiner Freunde sein, das Gegenteil aber war eingetreten.

Und er stand noch immer unter dem Einfluss des Voodoo-Priesters

Duvalier. Dieser Farbige mit dem schlohweißen Haar bestimmte einzig und allein sein Handeln. Er sorgte dafür, dass Suko allein nichts tun konnte und gehorchen musste.

Die Kälte presste ihn zusammen. Was er vor einer Sekunde noch gesehen hatte, verschwand. Es kam zu einer, wie er meinte, lautlosen Explosion, und nur einen Augenblick später war sein zweites Ich nicht mehr vorhanden.

Es gab nur mehr das normale, es gab Duvalier, und es gab die gefährliche Waffe mit den drei Federmessern, die so dicht vor der Spiegelfläche zitterten, dass sie diese beinahe berührten.

Dahinter zeichnete sich verschwommen das Gesicht des alten Farbigen ab, dessen dicke Lippen sich bewegten, als er Suko zuflüsterte, den Spiegel zu verlassen.

Der Inspektor gehorchte und hatte den Eindruck, direkt in die drei Messer hineinzuschreiten, damit sie über sein Gesicht streichen und ihn zeichnen konnten.

Im letzten Augenblick senkte der Mann seine Waffe, und Suko bekam freie Bahn.

Zitternd blieb er in der unwirklichen Umgebung stehen, umhüllt vom flackernden Licht, denn Duvalier hatte einige Kerzen angezündet, um besser sehen zu können.

»Du hast mich betrogen, Suko. Du hast mich, verdammt noch mal, betrogen, Fremder.«

»Nein!«

»Doch, du hast es. Ich habe dir nur beweisen wollen, zu was ich fähig war. Du aber hast es nicht einfach dabei belassen, sondern dein zweites Ich manipuliert. Das ist nicht gut, und ich frage mich, weshalb du das getan hast.«

»Ich wollte meine Freunde beruhigen!«

»O ja!« stieß Duvalier hervor. »Deine Freunde, Suko. Nette Freunde hast du. So nett, dass sie schon zu meinen Feinden geworden sind. Weißt du, was sie taten?«

»Ich habe es gesehen.«

»Ja, du hast es gesehen. Du hast sehr genau mitbekommen, wie sie einen Vogel töteten.«

»Er griff John an.«

In den Augen des Voodoo-Mannes lag plötzlich ein Glanz aus Metall.

»Er griff an, ich weiß es genau. Aber er tat es nicht ohne Grund. Ich stehe in Kontakt mit meinen Tieren. Ich habe durch ihn erfahren, dass deine Freunde ein falsches Spiel treiben wollten.«

»Nein, nicht John!«

»Doch, Suko. Er wollte dich zurückhaben. Du hast ihm in die Hände gespielt. Aber du gehörst mir, verstehst du? Du bist jetzt so etwas wie mein Eigentum.«

Der Inspektor räusperte sich. Es lief leider nicht so gut, wie er es sich vorgestellt hatte. Dieser Duvalier begann damit, sein wahres Gesicht zu zeigen. Und das war das eines Egozentrikers und auch das eines Egoisten. Er konnte durchaus für Suko zu einer Gefahr werden, wenn er versuchte, seine Pläne durchzusetzen.

Es gefiel ihm nicht, dass Suko so lange nachdachte, und das sagte er ihm auch.

»Ich will dir sagen, dass ich mir selbst gehöre, sonst keinem. Ich bin kein Sklave.«

Duvalier lachte. »Nein, das bist du nicht. Sklaven waren meine Vorfahren. Und trotzdem haben sie und du etwas gemeinsam. Du gehörst mir, weil du der Schwächere bist. Hast du nicht erlebt, wie ich deine Person teilen kann? Ich besitze den Spiegel, und damit habe ich auch die Macht über dich.«

Suko schaute ihn nachdenklich an. »Und was bedeutet das im Klartext, Duvalier?«

»Das ist ganz einfach, mein Freund, ich werde dir jetzt indirekt seelische Schmerzen zufügen.«

»Soll ich sagen, dass ich darauf gespannt bin?«

Duvalier lachte. »Es wäre menschlich und sicherlich nicht übertrieben, Suko. Du darfst auch gespannt sein, denn diese Schmerzen bekommen diejenigen direkt zu spüren, die mich angriffen, die mir Böses taten, und daran trägst du die Schuld, weil du dein zweites Ich zu deinen Freunden teleportiert hast.«

»Dann nimm mich…«

Er ließ Suko nicht ausreden. »Nein, deine Freunde sind mir in diesem Fall wichtiger. Sie haben einer meiner Freunde getötet, denn diese schwarzen Totenvögel sind meine Freunde. Sie sind meine Wächter, sie suchen aus, sie lassen nur die Person auf den Felsen, die sie für würdig befinden. Ich hoffe nicht, dass sie sich in dir geirrt haben, Suko, dann würde es bitter für dich werden.«

»Was hast du genau vor?«

»Ich werde sie herholen und durch den Spiegel schicken. Ich lasse einfach nicht zu, dass der Tod meines Freundes ungerächt bleibt. Ich werde die Totenvögel auf die Reise schicken, denn sie erledigen meine Rache.«

»Du meinst damit meinen besten Freund John Sinclair.«

»Ja.«

Suko fragte sich, wie er dies verhindern konnte. Duvalier angreifen, überwältigen? Das traute er sich zu, aber der Mann hatte tatsächlich zu viele Helfer, denn auf seinen Befehl hin, es war ein kurzer, schriller, krächzender Laut, den er ausstieß, flogen die Vögel herbei. Wie ein Sturmwind jagten sie in diesen Teil der Knochenkohle, als wollten sie den Schädel sprengen.

Suko drückte sich bis an die Wand zurück und hob sogar die Hände als Schutz vor sein Gesicht.

Sie umflatterten ihn, sie wirbelten durch die Höhle, in deren Zentrum Duvalier stand und die Arme erhoben hatte. Er sprach mit seinen Leibwächtern in einer Sprache, die Suko nicht verstand. Es waren kaum Worte, mehr Laute, die er aus dem Mund fließen ließ und dafür sorgten, dass die schwarzen Totenbringer sich vor dem Spiegel versammelten wie vor einem Tor, denn nichts anderes war er schließlich.

Und dann waren sie weg!

Es ging blitzschnell. Sie kippten der Reihe nach in die Spiegelfäche hinein, die sie schluckte wie ein großes Wasser und nicht mehr wieder freigab.

Dieses Bild ließ auf Sukos Rücken einen Schauer entstehen, denn er dachte nicht nur an die Vögel, sondern gleichzeitig an die Macht, die diese Tiere ausüben konnten. Wenn sie mit den richtigen Befehlen auf die Reise geschickt wurden, ließen sie sich durch nichts aufhalten.

Um Suko kümmerten sie sich nicht. Seine Gedanken beschäftigten sich mit der nahen Zukunft. Er suchte nach einem Ausweg, und den konnte es auch geben.

Wenn es ihm gelang, den Spiegel zu zerstören, würden die Vögel nicht mehr zurückkehren, dann war ihr Angriff auf dem Felsen der Weisheit schon nicht mehr möglich.

Danach konnte Suko sich mit Duvalier beschäftigen. Er war nach wie vor davon überzeugt, dass ihm dieser Mann längst nicht alles gesagt hatte.

Als der letzte Vogel in den Spiegel hineingetaucht war, wollte Suko es wissen.

Und wieder irrte er sich und hatte Duvalier unterschätzt. Der war auch weiterhin mit seinem gefährlichen Stab bewaffnet. Er hielt ihn in der rechten Faust, die er jetzt in Sukos Richtung bewegte und plötzlich öffnete.

Sofort löste sich der Stab!

Suko wurde durch diese Aktion überrascht. Er sah die dünnen Messerfedern dicht vor seinem Gesicht blitzen, wollte den Kopf zur Seite drehen, als er den Schrei vernahm.

»Las es sein!«

Suko erstarrte.

Und er spürte die Berührung an seinem Hals. Wie ein Hauch lagen die kalten, rasiermesserscharfen Federn auf seiner Haut. Sie zitterten nicht einmal, und Duvalier brauchte seine Waffe auch nicht festzuhalten. Sie reagierte allein auf seine geistigen Kräfte.

»Was… was soll das?« flüsterte Suko.

Er kam einen Schritt näher. »Das will ich dir sagen. Ich habe dich

beobachten können und habe herausgefunden, dass sich deine Gedanken mit Dingen beschäftigen, die mir nicht passen. Du bist nicht der Richtige, Suko. Nicht für mich. Erst wenn deine Freunde gestorben sind, dann werden wir beide weitersehen. So lange aber bleibst du in meiner Gewalt und rührst dich nicht von der Stelle…«

***

Am Mittag hatten wir uns etwas zu essen kommen lassen. Zwei Baguettes, die wir allerdings lustlos aßen und eigentlich nur die Mägen füllten. Immer und immer wieder hatten wir versucht, Mandra Korab in Indien zu erreichen, es war uns nicht gelungen. Wenn wir schon einmal durchkamen, dann hob niemand ab.

Unsere Gesichter wurden immer länger. Auch Glendas Lächeln, das ab und zu aufflackerte, änderte daran nichts. »Wir sitzen fest, John, und werden immer mehr angeklebt.«

»Mittlerweile denke ich auch so.«

»Und was willst du dagegen tun?«

»Keine Ahnung. Man hält uns wieder an der langen Leine.« Ich deutete auf den Fleck am Boden. »Das ist der einzige Beweis.«

Über ihn wusste auch Sir James Bescheid, den wir mittlerweile eingeweiht hatten. Er konnte auch nicht viel dazu sagen, wollte aber versuchen, mit indischen Kollegen Kontakt aufzunehmen, um mehr über die geheimnisvolle Festung zu erfahren.

Glenda kam wieder darauf zu sprechen. »Wetten, John, dass du doch nach Indien reisen wirst, wenn du weißt, wo sie sich befindet?«

»Das ist möglich.«

»Ich würde Mandra schicken.« Mit einer müden Bewegung wies ich auf das Telefon. »Versuche es noch mal. Irgendwann muss es klappen.«

»Er kann auch unterwegs sein, um Suko zu suchen.«

»Das glaube ich kaum.«

Glenda Perkins tippte wieder die lange Zahlenkolonne ein. Sie zog ein trauriges Gesicht. Ihre Sorge um Suko war ebenso groß wie die meine.

Unser Freund steckte in einer verdammten Klemme. Wir hockten Tausende von Meilen entfernt und konnten nichts tun. Ob er da noch einmal herauskam und sein zweites Ich produzieren konnte, stand in den Sternen. Ich glaubte schon nicht mehr daran.

Glendas Schrei »weckte« mich. »Ich habe Kontakt.«

Fast wäre ich vom Stuhl hochgeschnellt. »Mandra?«

»Nein, eine Frau.« Sie sprach jetzt in den Hörer und wollte den Namen wissen.

»Narina?« fragte ich.

»Ja.«

»Gib her, bitte.«

Ich bekam den Hörer, und als ich ihre Stimme hörte, da wurde einiges bei mir lebendig. Ich dachte an den verdammten Schacht, in den sie mich gesteckt hatten, und ich war nur durch die Hilfe der schönen Inderin Narina freigekommen. Dass sie sich bei Mandra aufhielt, wunderte mich nicht. Auch er war ein Freund schöner Frauen.

Sie wollte wissen, wie es mir ging, das war jetzt unerheblich. Ich bat sie nur darum, mir Mandra zu geben.

»Der ist nicht hier.«

»Verdammt, wann kommt er zurück?«

»Ich weiß es nicht. Kann ich dir helfen?«

Ich lachte und nagte dabei an meiner Unterlippe. »Es wird mir wohl nichts anderes übrigbleiben.«

»Dann raus mit der Sprache, John.«

Ich erklärte ihr das Problem und schaute auf Glenda Perkins, die so saß, als wäre sie auf dem Sprung, denn auch sie fieberte vor innerer Spannung.

»Meine Güte!« rief Narina. Ihre Stimme kam dünn an. »Was verlangst du alles, John?«

»Das fast Unmögliche. Kennst du denn den Felsen der Weisheit?«

»Ich nicht.«

»Dann sprich bitte Mandra darauf an.«

Pause. Ich befürchtete, dass die Leitung zusammengebrochen war, rief nach Narina und bekam auch eine Antwort. »Keine Sorge, ich bin noch dran, John Sinclair«

»Du hast mich verstanden?«

»Klar. Deiner Meinung nach sollen wir wahrscheinlich hinfahren oder hinfliegen und Suko befreien.«

»Richtig.«

Sie lachte. »Wenn das so einfach wäre. Du kennst doch selbst die Entfernungen hier in Indien.«

»Das schon. Möglicherweise habt ihr Glück. Vielleicht weiß Mandra tatsächlich mehr. Zutrauen würde ich es ihm.«

»Ich auch. Sollen wir uns vorher noch melden?«

»Wenn möglich, ja.«

»Okay, John. Wichtig ist ja, dass Suko noch lebt und du Bescheid bekommen hast.«

Ich zog das Gespräch nicht weiter in die Länge und legte nach einem kurzen Abschiedsgruß auf.

Nachdenklich zündete ich mir eine Zigarette an und schaute den ersten Rauchwolken nach. Mir gefiel die Entwicklung überhaupt nicht. Suko hatte sich auf seinem Weg höchstwahrscheinlich zu viel vorgenommen und war in einen Fall hineingeraten, den er noch nicht

überblicken konnte. Mir schwirrte der Name Duvalier durch den Kopf. Unser Computer hatte nichts über ihn ausgespuckt. Klar, wenn er seine Aktivitäten nach Indien verlagert hatte. Jedenfalls war diese Person so stark, dass sie selbst Suko unter Kontrolle halten konnte.

Ich schüttelte den Kopf, und Glenda fragte nach dem Grund. »Es ist schwer zu begreifen. Du glaubst gar nicht, wie es in mir ausgesehen hat, als ich plötzlich das zweite Ich sah. Suko muss in Indien auf eine Person getroffen sein, die ihm über ist. Dieser Duvalier hat ihn unter Kontrolle, er hat seine Lage ausgenutzt.«

»Welche Lage?«

»Dass er auf der Suche nach dem Geist des Buddha ist. Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen.«

»Dir muss auch klar sein, dass wir nichts für ihn tun können, John.«

»Leider.«

Glenda verließ den Raum. Ich trat ans Fenster und schaute hinaus in den Schnee. Die Dächer waren weiß geworden, selbst auf den Straßen lag die helle Schicht und taute so schnell nicht mehr weg. Die Fahrzeuge krochen nur so voran, aber meistens standen sie. Ich hatte die Hände in die Hosentaschen gerammt und nahm die Wanderung auf. Immer wieder fiel mein Blick auf den schwarzen Fleck am Boden. Die einzige Erinnerung an diesen verfluchten Fall.

Ich hatte den Vogel getötet, der Sukos Leibwächter gewesen war. Auch er musste durch den geheimnisvollen Spiegel getaucht sein, von dem mir das zweite Ich meines Partners berichtet hatte.

Der Felsen der Weisheit. Immer wieder dachte ich über diesen Begriff nach. Indien ist ein so großes Land. Es würde auch für Mandra nicht einfach werden, den Felsen überhaupt zu finden. Meiner Ansicht nach lag er irgendwo versteckt im tiefen Dschungel.

Im Büro hielt ich es nicht mehr aus. Es kam mir vor wie ein Gefängnis.

Ich wollte weg.

Glenda schaute mich groß an, als ich in ihrem Vorzimmer stand, die Jacke über die Schulter gelegt. »Du willst weg?«

»Sicher. Ich werde nach Hause fahren. Hier halte ich es nicht aus. Es kommt mir vor wie ein Gefängnis. Ich rufe dich an.«

Sie schaute mir nur ins Gesicht, einen Kommentar gab sie nicht. Mein Lächeln fiel gequält aus, als ich das Vorzimmer verließ. Noch immer in Gedanken versunken, fuhr ich dem Erdgeschoß entgegen. In der Halle blieb ich stehen und zog die Jacke an.

Ein Kollege fragte mich, ob ich bei diesem Sauwetter fahren wollte.

»Ja, aber nicht im Auto.«

»Haben Sie es gut.«

»Sie hätten Ihr Fahrzeug auch stehenlassen können.«

Er winkte ab. »Wir müssen zu einem Einsatz. Da spielt es keine Rolle,

ob es schneit oder Backsteine regnet.«
»Viel Glück«, wünschte ich ihm.
Den Kragen der Jacke hatte ich hochgestellt. Vom Himmel rieselten die Flocken. Sie waren nicht mehr so fein und körnig, sondern dicker geworden. Auf den Straßen hatten sie eine weiße, wirbelnde Welt geschaffen. Die Autos fuhren mit Abblendlicht. Manche Wagen rutschten mehr, als dass sie rollten. Über den tanzenden Flocken lag der Himmel wie ein graues Ascheband.
Ich ging über den Gehsteig. Meine Sohlen drückten sich in den Schnee, der unter der weißen Oberfläche sehr glatt war. Ich schaute zu Boden, die Gefahr auszurutschen, war immer gegeben.
Rechts von mir ragten die Wände der hohen Häuser hoch. Auch auf ihren Dächern lag die weiße Pracht, und an manchen Stellen der Außenwände klebte das Zeug ebenfalls.
Zwei junge Männer kamen mir entgegen. Sie waren viel zu dünn angezogen, hatten die Hände in die Taschen ihrer Hosen geschoben und bibberten vor sich hin. Die beiden gehörten zu den Typen, die sich auch im Sommer kaum anders kleideten. Sie trugen dünne Lederklamotten. Ihre gesträhnten und gegellten Haare waren längst keine Kunstwerke mehr. Sie lagen platt auf den Köpfen.
Sie gingen so eng nebeneinander her, als wollte der eine den anderen wärmen. Dabei streiften sie fast an der Hauswand entlang - und bekamen plötzlich eine Ladung mit.
Der Schnee war vom Dach nach unten gefallen und hatte sie erwischt.
Das Zeug war schwer, die beiden luchten und wurden durch das Gericht in die Knie gedrückt. Ich bekam dies als Zeuge aus unmittelbarer Nähe mit, konnte mir allerdings keinen Reim darauf machen. Außerdem war es mir egal.
Zwei Sekunden später nicht mehr. Da hörte ich den wilden Schrei einer der beiden jungen Männer. Er hatte in die Höhe geschaut, wahrscheinlich, im den Weg des Schnees verfolgen zu können, und musste nun die nächste Ladung sehen.
Kein Schnee, etwas Schwarzes, das ich zudem noch bewegte und breite Schwingen besaß.
Ein Vogel!
In mir schrillte die Alarmglocke. Während die beiden Männer mit dem Gleichgewicht zu kämpfen hatten, griff der Vogel an. Er kam fast wie im Sturzflug, als wollte er mich mit seinem Gewicht zu Boden rammen. Ich warf mich gegen die Mauer.
Im Hintergrund waren die ersten Zeugen aufmerksam geworden. Ich hörte die erschreckten Rufe, sah auch, dass sich die Menschen schattenhaft durch den Schneevorhang bewegten, da hatte ich bereits meine Beretta gezogen und gezielt.

Der Körper vor mir kam wieder hoch. Er kam mir vor, als wollte er sich im Zeitlupentempo bewegen. Seine Schwingen wurden zu gewaltigen Decken, dazwischen sah ich den schwarzen Kopf mit dem langen, spitzen Schnabel.

Auf dieses Ziel feuerte ich.

Verfehlen konnte ich ihn nicht, und die geweihte Silberkugel stanzte ein Loch in seinen Körper.

Der schwere Körper begann mit seinem Tanz. Die Schwingen führten ein irrsinniges Flattern auf, sie schaufelten Schnee vom Boden hoch, ein letzter Krächzlaut drang aus seinem Maul, dann sank das Tier endgültig zusammen. Es schabte noch einmal über den Boden. Schnee wirbelte hoch, die Flocken sanken wieder zurück, der Vogel bewegte sich nicht mehr.

Wie ein ausgebreiteter schwarzer Teppich blieb er auf dem Gehsteig liegen.

Keiner außer mir traute sich, nahe an ihn heranzukommen. Ich schaute zuvor sicherheitshalber an der Fassade hoch, weil ich mich davon überzeugen wollte, dass kein zweites Tier in Richtung Straße flog. Es drohte keine Gefahr.

Ich kniete mich nieder. Eine schnelle Untersuchung zeigte, dass ich ihn tödlich getroffen hatte, und gleichzeitig wirkte auch die Magie der Silberkugel.

Der schwere Körper fiel in sich zusammen. Knochen, Fleisch und Gefieder verloren ihren Widerstand. Zurück blieb ein breiter schwarzer Fleck im hellen Schnee.

Der Vorgang war nahe des Yard-Buildings geschehen, und das hatte sich auch herumgesprochen. Kollegen eilten herbei, wollten mich fragen, sahen mein Kopfschütteln und hoben ratlos die Schultern.

Die beiden jungen Männer hatten sich verzogen, während ich mit dem Fuß Schnee über den sich noch immer auflösenden Körper schaufelte.

Für mich stand längst fest, dass diese Vögel magisch beeinflusst worden waren. Duvalier musste sie geschickt haben, und der geheimnisvolle Spiegel öffnete ihm dabei ein Tor. Daher kamen sie, dahin würden sie wieder fliegen. Wieder zurückfliegen?

Bei mir im Hirn tickte etwas, aber ich hielt mich gedanklich noch zurück, außerdem lenkten mich die Fragen der Kollegen ab. Natürlich wollte man Erklärungen von mir haben, ich aber winkte heftig ab und ging wieder zurück.

Noch in der Halle telefonierte ich mit Glenda, die sich erschreckt zeigte, als ich ihr von meinem Erlebnis berichtete. »Weißt du denn, ob Sir James noch im Haus ist?«

»Das nehme ich an.«

»Gut, dann fahre ich hoch.«

Ich betrat das Büro und sah meinen Chef telefonieren. Er sprach über den Fall und legte rasch auf, als ich in seinen Sichtbereich geriet.

»Da sind Sie ja, John.«

Ich nahm mir einen Stuhl. »Der angriff galt mir, Sir, das war klar. Der Vogel hatte gelauert.«

»Und weiter?«

»Ich gehe mal davon aus, dass es nicht der einzige ist, den Duvalier geschickt hat.«

Er legte sein Stirn in Falten und ließ die Augenbrauen über der Brille zusammenwachsen. »Duvalier, die schwarzen Vögel, wie hängt das alles zusammen?«

Ich weihte ihn mit knappen Sätzen in den Fall ein, und er nickte einige Male.

»Gut, an Sukos Verschwinden haben wir uns gewöhnt, wenn sich dieser Ausdruck auch schlimm anhört. Aber weshalb schickt man Ihnen die Vögel auf den Hals?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Was vermuten Sie?«

»Das ist schwer. Möglicherweise handelte es sich um eine Rache. Dieser Duvalier muss gemerkt haben, dass ich ihm möglicherweise gefährlich werden kann. Er hat Suko sicherlich kontrolliert, als dieser in meinem Büro saß.«

»Da hat es ihm nicht gepasst, dass Sie und Suko miteinander so gut konnten.«

»Ja.«

»Nun hat er seine Vögel geschickt, um Jagd auf Sie zu machen, John. Das ist es doch, was Sie meinen.«

»Genau.«

Sir James lächelte. »Noch was?«

Ich nickte heftig. »Inzwischen habe ich mich tatsächlich zu einem Plan durchgerungen.«

»Da bin ich gespannt.«

»Wie wäre es, wenn ich versuchen würde, den Spieß einfach umzudrehen. Ihn mit den eigenen Waffen schlagen.«

Er starrte mich hinter den dicken Gläsern seiner Brille an. »Sie wollen die Vögel damit einbeziehen?«

»Richtig.«

Mit einem Bleistift zu spielen, gehörte zu seinen typischen Gesten. »Das wird nicht ohne Risiko sein, John.«

»Weiß ich.«

»Sie werden sich bestimmt etwas überlegt haben, nehme ich an.«

»In der Tat, Sir.«

»Lassen Sie hören.«

Es war ein verrückter, ein wahnsinniger Plan, das wusste ich. Aber

wer nichts wagt, kann auch nichts gewinnen. Ich musste den Spieß einfach umdrehen.

Sir James hörte mir wieder einmal geduldig zu. Er nickte einige Male, schüttelte auch den Kopf oder verzog besorgt seine Mundwinkel. Ich kannte seine Reaktionen mittlerweile.

»Was sagen Sie dazu, Sir?«

»Es ist ein Wahnsinn, John.«

»Ja, weiß ich. Aber nur so kann es klappen. Ich werde den Tieren meinen Willen aufzwingen. Außerdem glaube ich nicht, dass sie es auf andere Menschen abgesehen haben. Sie wollen mich, Sir, nur deshalb hat man sie nach London geschickt. Dieser Duvalier muss gespürt haben, dass Suko und ich für ihn eine Gefahr darstellen. Er kann es sich einfach nicht leisten, dass ich frei herumlaufe. Er weiß, dass ich alles versuchen werde, um an Suko heranzukommen. Deshalb ist es für ihn notwendig, dass er mich ausschaltet.«

Sir James nickte. »Wenn Sie das so sehen, muss ich Ihnen tatsächlich recht geben. Trotzdem, die Gefahr bleibt bestehen, da können Sie sagen, was Sie wollen.«

»Sir, das weiß ich. Aber mein Job ist nun mal gefährlich. Ich weiß auch, dass uns allen Sukos Verschwinden an die Nieren geht. Aber sollen wir hier herumhocken und nichts tun? Jetzt, wo sich uns eine geringe Chance eröffnet?«

»Dass einer verschwunden ist, reicht mir schon«, sagte Sir James. »Ich will nur nicht, dass ich allein hier sitze. In diesem Fall laufen Sie der Gefahr ja entgegen.«

»Das stimmt. Für mich ist Angriff die beste Verteidigung. Die Vögel wollen mich, Sir. Okay, sie sollen mich auch bekommen. Und zwar mit Haut und Haaren.«

»Wenn das nur gut geht«, murmelte der Superintendent…

***

Dieser verdammte Stab blieb ständig dicht vor Sukos Kehle. Die dünnen Federmesser waren höllisch scharf. Schon bei der leichtesten Berührung, einem sanften Streicheln konnten sie hauchdünne Schnitte hinterlassen, denn die Halshaut bot nur wenig Widerstand.

Duvalier konnte es nicht fassen. Er durchmaß seine finstere Höhle immer wieder und schüttelte permanent den Kopf. »Es ist furchtbar, dass ich mich so in dir getäuscht habe. Du hast mich hintergangen. Du bist ein Mensch, der mit anderen zusammenarbeitet; du hast einen Plan ausgearbeitet, der mich vernichten soll.«

Suko enthielt sich einer Antwort, weil es einfach keinen Sinn hatte. Er würde diese Person nicht überzeugen können. Duvalier hatte seinen Standpunkt einmal eingenommen, und den würde er nicht verlassen. Da konnte Suko reden, was er wollte.

Des öfteren blieb er stehen und starrte auf den Spiegel, als könnte ihm dieser das große Geheimnis verraten. »Das ist der Weg«, flüsterte er.

»Das ist der verdammte Weg! Ich habe meine Vögel geschickt, damit sie den Mörder bestrafen. Und ich will, dass sie mir seine Leiche vor die Füße legen.«

Suko verteidigte seinen Freund. »Du kennst John Sinclair nicht, Duvalier. Er ist ein Mensch, der nicht auf der Seite des Bösen steht. Wie oft soll ich dir das sagen?«

Duvalier fuhr herum. Sein Gesicht zeigte einen wütenden Ausdruck.

»Und wie oft soll ich dir noch sagen, dass ich dir nicht glaube. Sinclair ist nicht wie ein normaler Mensch. Er besitzt ungewöhnliche Waffen, was ich erlebt habe. Keiner hätte meine Vögel so vernichten können wie er. Aber er wird sich geirrt haben, denn noch sind sie da. Und ich denke gar nicht daran, sie zurückzuholen. Das müsste dir inzwischen auch klar sein. Es sind sehr viele. Sie werden ihn kriegen, Suko. Irgendwann werden sie ihn kriegen und ihn mit ihren Schnäbeln zerhacken. Dann werden sie seinen Kadaver vor deine Füße legen.«

»Und du wirst erleben, welch einen Fehler du gemacht hast, Duvalier!« erwiderte Suko.

»Niemals!«

»Doch, Duvalier. John Sinclair ist ein Mensch, der gegen das Böse kämpft. Dich aber kann ich nicht einschätzen. Du bist aus deiner Heimat geflohen oder gegangen. Ich weiß nicht, weshalb du sie verlassen hast. Als Voodoo-Mann hättest du dort mehr Chancen gehabt als hier in der Einsamkeit Indiens. Das alles interessiert mich nicht. Ich möchte dich einzig und allein vor einem großen Fehler bewahren. John Sinclair wird ebenso auf deiner Seite stehen wie ich, das mußt du mir einfach glauben. Ich habe den Weg gesucht und gefunden. Du besitzt den Spiegel, der mich meinem Ziel möglicherweise näher bringt. Ich habe dir den Stab gezeigt. Er muss seine Kraft einfach zurückbekommen, er muss es. Und ich weiß, dass mir der Spiegel dabei helfen kann. Er löste mein zweites Ich vom ersten, er kann mir den Weg zeigen. Ich will mein zweites Ich auf die Reise schicken, um die Welt zu erreichen, wo ich den Geist des großen Buddha treffe, um ihn um Verzeihung zu bitten.«

Duvalier hatte zugehört. Er sah aus, als wollte er jeden Augenblick anfangen zu lachen. »Was bist du doch für ein Narr«, flüsterte er. »Ein verdammter Narr. Du wirst den Geist des Buddhas niemals treffen. Er kann dir nicht helfen.«

»Was man will, das schafft man auch!«

Duvalier lachte jetzt laut und schüttelte den Kopf. »Nein, nein, das glaubt dir keiner, Suko. Lass dir sagen, dass ich mich nicht mit derartigen Ausreden abspeisen lasse. Ich unterstelle euch nicht einmal

etwas. Ich gehe nur davon aus, dass ihr meine Festung einnehmen wolltet, auf eine sehr raffinierte Art und Weise. Deshalb sah ich mich gezwungen, mich zu wehren, so sieht es aus.«

Der Inspektor überlegte, ob er noch etwas sagen sollte. Er ließ es bleiben, denn Duvalier hatte sich radikal geändert und war für kein Argument zugänglich.

Statt dessen beschäftigten sich seine Gedanken mit John Sinclair. Und er fragte sich, wie es ihm wohl ergehen würde und welchen Plan sich John ausgedacht hatte…

***

Mein Plan führte mich weg von London, hinein in die Einsamkeit einer schneebedeckten Idylle.

Unter der weißen Pracht war alles begraben. Es gab keinen Schmutz mehr, keinen Dreck, keinen Ärger, dieser Schnee hatte der Landschaft ein anderes Gesicht gegeben.

Auf den Nadelbäumen lag er als fingerdicke Schicht, auf den Ästen der Laubbäume dünner. Natürlich waren auch die Straßen nicht verschont worden. Die Verkehrsberichte sahen für Autofahrer nicht günstig aus. Ich hörte, dass auch die Motorways teilweise mit Schnee und Glatteis bedeckt waren.

Auf einer Schnellstraße fuhr ich nicht, sondern nahm meinen Weg über die Dörfer und freute mich darüber, dass ich es geschafft hatte, den Moloch London zu verlassen. Meinen Plan in der Millionen-Metropole zu verwirklichen, hätte ein zu großes Risiko bedeutet, also war ich auf das »platte« Land gefahren und hoffte, dass meine »Flucht« auch bemerkt worden war.

Während der Fahrt konzentrierte ich mich nicht allein auf die Straße, ich hielt auch den Himmel unter Kontrolle, dessen tiefhängende Wolken eine graue Decke über mir bildeten. Hin und wieder rieselte es daraus hervor.

Ansonsten hielt sich der Schnee in Grenzen. Mir kam es vor, als hätte das Wetter eine Pause eingelegt.

Auf den Nebenstrecken herrschte nur wenig Verkehr. Wer nicht unbedingt fahren musste, ließ seinen Wagen stehen. Es war kein Vergnügen, sich auf dieser glatten Fläche zu bewegen, selbst mit Winterreifen nicht.

In der Stadt hatte ich den Wind nicht so bemerkt. Hier schon, denn er blies den Schnee hoch und fegte ihn in pulvrigen Wolken über das flache Gelände.

Ich fuhr weiter in Richtung Westen, und der Himmel schien sich immer tiefer zu senken. Ab und zu überkam mich der Eindruck, als wollten sich die Wolken gegen die Kronen der Bäume lehnen, um von ihnen gestützt zu werden.

Die Orte waren tief verschneit. Über viele Dächer standen quallige Rauchwolken, die von den Kaminen ausgeatmet wurden. Das Land war einsam, war flach und still.

Eine Winterlandschaft für die Postkarte, so wunderschön. Nicht für mich als Autofahrer, denn ich kam nur langsam voran. In einem kleinen Ort hielt ich an. Es ging bereits auf den tiefen Nachmittag zu, und ich verspürte Durst nach einer Tasse Kaffee. Das kleine Café hatte ich im Vorbeifahren gesehen. Ich drehte nicht, sondern bog an der nächsten Einmündung ab und fuhr einen Bogen. Dabei hatte ich Glück, denn zur hinteren Seite hin war nicht nur ein kleiner Wintergarten angebaut worden, zum Lokal gehörte auch ein Parkplatz, auf dem zwei Fahrzeuge standen, deren Umrisse unter einer dicken Schneehaube verschwunden waren.

Meine Füße versanken im Neuschnee. Hinter der Scheibe des Wintergartens sah ich zwei Frauengesichter.

Da der Wintergarten geschlossen war und auch keine Tür besaß, musste ich den normalen Eingang nehmen und erst um das Haus herumgehen. Eine Glocke bimmelte über der Tür und kündigte den einzigen Gast an.

Ich konnte mir die Plätze aussuchen, verzichtete auf einen im Wintergarten und ließ mich in einem älteren Sessel nieder, der vor einem runden Tisch stand.

Ein junges Mädchen fragte nach meinen Wünschen. Ich bestellte einen Kaffee.

»Auch etwas zu essen, Sir?«

Ich schaute in ihr rundes Gesicht mit den Kulleraugen, lächelte und erkundigte mich, was sie denn anbieten könne.

»Wir haben frische Croissants. Unser Juniorchef hat in Le Havre gearbeitet und gute Rezepte mitgebracht.«

Die ältere Frau hinter der Theke war sicherlich die Besitzerin. Sie nickte und strahlte dabei über das ganze Gesicht. So pries sie ebenfalls indirekt ihre Croissants an und hatte mich überredet. Ich nahm sogar die mit bitterer Orangenkonfitüre gefüllten Halbmonde, aß den ersten, der mir ausgezeichnet schmeckte, und bestellte einen zweiten und auch noch einen Tasse Kaffee.

Da ich der einzige Gast war, kümmerte sich die Besitzerin persönlich um mich. Außerdem war sie neugierig und wollte wissen, woher ich denn käme. Da sie schon an meinem Tisch saß, gab ihr auch eine Antwort.

»London!« Sie atmete tief ein. Unter dem strahlend weißen Kittel bewegte sich ihr mächtiger Busen. »Und da haben Sie die Stadt bei diesem Wetter verlassen?«

Ich schabte mit der Gabel Konfitüre vom Teller und aß sie zusammen mit einigen Krümeln. »Wie Sie sehen. Es gibt Menschen, die auch bei

einem derartigen Wetter hinaus müssen.«

»Sicher, Mister. Den Kindern macht es ja Spaß. Aber jetzt noch im Auto zu sitzen, das wäre nicht mein Fall.«

»Es ist mein Job - leider.«

»Was machen Sie denn?«

»Ich bin Vertreter.«

»Interessant.«

Sie wollte mehr wissen. Ich tischte ihr die Lüge von einem Vertreter auf, der die Friseure besucht, um seine Wässerchen und Tinkturen zu verkaufen.

»Auch hier bei uns?«

»Nein, hier bin ich nur auf der Durchreise. Aber ich werde mir Ihr Café merken. Diese Croissants sind wirklich einmalig. Haben Sie die jeden Tag frisch.«

»Natürlich!« erklärte sie voller Stolz und strich gleichzeitig mit einer verlegen über das Lob wirkenden Geste durch das graue Haar mit den blonden Strähnen.

Ich wollte nicht zu lange warten und verlangte die Rechnung. Da die Bedienung nicht zu sehen war, kassierte die Besitzerin. Sie ärgerte sich darüber.

»Was haben Sie?« fragte ich.

»Ach nichts. Das Personal, wissen Sie. Nur ein Gast und Elaine ist verschwunden.«

»Seien Sie nicht so streng, Madam.«

»Manchmal muss man das. Es sind schlechte Zeiten, Mister. Sie haben meine Croissants gelobt, aber glauben Sie nicht, dass es die Bewohner dieses Kaffs tun. Die denken gar nicht daran, die essen immer nur ihr eigenes Brot. Den weichen, weißen Toast, die…« Sie hörte auf, denn die Klingel über der Tür schlug an.

Nicht ein Gast betrat das Café, sondern Elaine. Ich schaute kaum hin, hörte nur, wie die Besitzerin den Namen der Bedienung aussprach, und dann noch einmal.

Diesmal schrill und keuchend.

Ich schnellte hoch und herum.

Was ich sah, war schrecklich. Über die Schwelle taumelte eine blutbeschmierte Gestalt, deren Gesicht von Hieben malträtiert worden war.

Mit dem linken Auge war auch etwas geschehen. Es sah aus wie herausgehackt.

Der heiße Schock durchfuhr mich wie ein Strahl. Noch bevor ich Elaine auffangen konnte, fiel sie um und riss einige Stühle gleich mit. »Holen Sie einen Arzt!« schrie ich der Besitzerin zu und hetzte selbst nach draußen, denn ich wusste genau, wem die Bedienung diesen Angriff zu »verdanken« hatte.

Den Monstervögeln!

***

Schwarze Schatten über dem weißen Schnee. Blut zeichnete eine rote Tropfenspur. Ich sah dies alles wie in einem bösen Traum und wusste genau, wohin ich mich zu wenden hatte.

Was Elaine draußen auf dem Parkplatz wollte, war mir unbekannt. Ich aber verfolgte ihre Spur und achtete auch auf den Schatten über mir, der mich aber nicht angriff.

Zweimal rutschte ich aus, fing mich Wieder, lief weiter und erreichte meinen Wagen.

Und da hockten sie.

Sechs oder sieben der schwarzen Mordvögel, gewaltig mit ihren breiten Schwingen, die einige von ihnen ausgefahren hatten. Sie bildeten einen großen Kreis, der an einer Stelle unterbrochen war, wie für mich geschaffen, um hineingehen zu können.

Sie taten mir nichts, aber bei zwei von ihnen schimmerte Menschenblut auf den Schnäbeln.

Mir wurde nicht allein wegen des Wetters kalt. Ich hatte die Jacke noch mitgenommen, sie übergestreift, aber nicht geschlossen. So stand ich den Bestien gegenüber.

Wenn es zum Kampf kam, würde ich ihnen nicht ohne Verletzungen entwischen können, aber das wollte ich auch nicht. Mir war wichtiger, dass sie mich an ein bestimmtes Ziel brachten.

Es soll ja Menschen gegeben haben, die mit Tieren sprechen konnten, ich gehörte nicht dazu. Mein Verstand sagte mir, dass es Irrsinn war, mich in ihre direkte Nähe zu begeben, aber ich wollte sie einfach provozieren. Sie mussten mir den Weg zeigen. Also schritt ich in den Kreis hinein und interessierte mich nicht dafür, was außerhalb geschah.

Nur die Vögel und ich waren wichtig.

Bewaffnet war ich mit der Beretta und dem Dolch. Sicherheitshalber hängte ich mein Kreuz ab, behielt die Kette zwischen den Fingern und schwenkte den Talisman im Kreis.

Sie lauerten wie Krieger, die auf den Befehl ihres Anführers warteten, aber der befand sich Tausende von Meilen entfernt, und doch glaubte ich daran, dass er mit ihnen in Verbindung stand, denn nur er konnte sie geschickt haben.

Es war still geworden. Was vor dem Haus geschah, bekam ich nicht mit.

Geräusche jedenfalls drangen nicht an meine Ohren. Ich hörte nur das Knirschen der eigenen Schritte im Schnee, der unter den Sohlen pappte.

Natürlich konzentrierte ich mich auf sie. Dabei waren für mich die

Augen wichtig. In ihnen zeichnete sich oft ein Vorhaben ab. Da genügte eine kurze Bewegung, ein Zucken, um mir zu sagen, was diese Viecher eventuell vorhatten.

Sie waren zu Statuen geworden. Schwarz, unheimlich, manchmal mit einem dünnen Schneefilm auf dem Gefieder, saßen sie da und lauerten.

Sie bewegten nicht einmal ihre Schnäbel. Und die Augen, flach wie kalte Teiche, hatten einen metallischen Glanz bekommen.

Ich wurde unwillkürlich an einen berühmten Film erinnert. Da hatten die Vögel Menschen ebenso angestarrt und zunächst nichts getan.

Die Gänsehaut wollte nicht weichen. Es kostete mich schon Beherrschung, die Nerven zu bewahren, und ich stellte mir gleichzeitig die Frage, ob die Vögel wohl einen direkten Kontakt zu diesem geheimnisvollen Duvalier besaßen. Wenn ja, konnte ich möglicherweise über sie an ihn herankommen und natürlich auch an Suko.

Noch immer dachte ich an den Film »Die Vögel«. Dort waren die Tiere ebenfalls so etwas wie Vermittler gewesen. Ich konnte nur hoffen, dass dies auch hier der Fall sein würde. Die lauernden Tiere würden meine Gedanken weitertragen.

An diesem Platz hatten sie auf mich gewartet. Inmitten eines Dorfes und trotzdem einsam, denn es traute sich kein Bewohner in unsere Nähe.

Die Menschen blieben zurück. Sicherlich hatte sich auch herumgesprochen, mit welchen Verletzungen die Bedienung leben musste.

Ich hatte meine Beretta, ich besaß den Dolch, ich trug auch mein Kreuz bei mir.

Waffen, durch die ich mich gegen Dämonen schützen konnte, aber auch gegen diese Tiere, wenn sie hordenartig heranflogen und mich attackierten.

Allein ihre Größe konnte einem Menschen Furcht einjagen. Ob alle Tiere so aggressiv waren wie die Vögel mit den blutigen Schnäbeln, konnte ich nicht sagen. Ich rechnete jedenfalls damit, dass dies der Fall sein würde.

Wer machte den Anfang?

Mich juckte es schon, den Stecher der Beretta durchzuziehen, um die Vögel mit einigen Silber kugeln zu vertreiben, aber irgendwo tief in meinem Innern befand sich eine Hemmschwelle. Ich war mittlerweile der Ansicht, dass sie mit einem bestimmten Auftrag erschienen waren, sonst hätten sie sich schon längst auf mich gestürzt.

Aus dem Hintergrund hörte ich Stimmen. Eine Frau schrie gellend auf.

»Wer hat das getan? Wer hat sie so zugerichtet?«

Andere Bewohner beruhigten die Person. Um sie konnte ich mich nicht kümmern, denn ich stand nach wie vor in einer Landschaft der Kontraste. Auf der einen Seite der helle, reflektierende Schnee, auf der anderen die kohlrabenschwarzen Vögel, die aussahen wie mutierte Raben oder Krähen. Viel größer waren sie geworden, auch flacher, wenn sie die Flügel angelegt hatten.

Wer griff zuerst an?

Keiner von uns, denn etwas anderes passierte. Und zwar das, was ich mir erhofft hatte. Ein Fremder erschien - Duvalier!

***

Er war auf einmal da. Nichts hatte mich gewarnt, vielleicht das leise Zischen, das wie ein Atemhauch über den Schnee hinwegwehte. Es konnte auch möglich sein, dass sich die Luft vor mir verdichtete; jedenfalls materialisierte sich eine Gestalt, die mir fremd war.

Ich behielt die Nerven. Tat nichts, um den anderen zu reizen.

Er stand vor mir!

Mensch - oder nicht?

Seine Umrisse waren die eines Menschen, doch ich erinnerte mich genau an Sukos Besuch in unserem Büro. Er hatte so ähnlich ausgesehen wie der weiß und kraushaarige Duvalier.

Feinstofflich, an den Umrissen leicht zitternd, ätherisch aussehend, als wäre er nur eine Projektion.

Das war Duvaliers zweites Ich!

Suko hatte auch davon gesprochen, dass er durch sein Aussehen nicht nach Indien hineinpasste.

Es stimmte.

Dieser Mann erinnerte mich an einen alten Voodoo-Priester, wie man ihn von Haiti her kannte. Dunkel schimmerte sein Gesicht, hell dagegen das Kraushaar. Er besaß ein dickes, wie aufgepumpt wirkendes Gesicht, er starrte mich an, aber ich hatte den Eindruck, als würde er mich überhaupt nicht sehen.

Er trug einen langen Mantel, mehr ein Gewand, das an seinen Knöcheln endete. Seine Augen blickten kühl und gleichzeitig wissend, und in seinem Gesicht bewegte sich nichts.

Weshalb war er hier?

»Kannst du reden?« fragte ich ihn. Ich wollte dieses lastende, unnütze Schweigen einfach brechen.

Seine Augen bewegten sich.

Er schaute genau in mein Gesicht, als wollte er darin forschen. »Sag etwas!«

»Von dir hat Suko gesprochen!«

»Sehr richtig, Duvalier.«

»Und meinen Namen kennst du auch!«

Ich nickte andeutungsweise. »Zudem weiß ich auch, dass du die Mordvögel geschickt hast, um Menschen zu töten. Beinahe hätten sie eine Frau umgebracht, und ich werde keine Rücksicht mehr kennen.«

Für einen winzigen Moment vereiste sein Blick. »Ich weiß, dass du schon meine Freunde getötet hast«, drang seine brüchige Stimme durch die Stille. »Dafür musstest du bestraft werden, denn sie sind meine Beschützer. Ich habe sie auf meiner langen Reise mitgebracht zum Felsen der Weisheit. Sie halten diejenigen Personen ab, die nicht würdig sind, den Felsen zu betreten.«

»Suko war würdig?«

»Er hat es geschafft. Ich erkenne seine Motive auch an, aber er wollte, mich überlisten, als sich sein zweites Ich bei dir meldete. Und das hasse ich.«

»Suko hat genau das Richtige getan. Oder vergaß er, dir zu erklären, was unsere Aufgabe ist?«

»Er sagte es mir.«

»Dann müsste dir klar sein, dass wir Feinde dämonischer Kräfte sind. Wir haben uns vorgenommen, diese schwarzmagischen Wesen, zu vernichten, bevor sie über Menschen herfallen. Mögen deine Motive auch noch so rein sein, du aber handelst nur egoistisch. Der Felsen der Weisheit scheint dich nicht gefüllt zu haben.«

»Was sagst du da?«

Ich behielt meinen provozierenden Tonfall bei. »Ich kenne Voodoo-Priester. Ich weiß, wie sie handeln. Ich weiß auch, dass sie versuchen, mit den Kräften des Jenseits in Verbindung zu treten, um dort ihre Kraft zu holen. Mir ist so vieles bekannt, Duvalier. Ich kann keinem Voodoo-Priester trauen. Du hast den Spiegel, das hörte ich. Okay, welche Funktion erfüllt er genau.«

»Er ist ein Sammler gewesen!«

»Für wen?«

»In ihm sind die Seelen der verstorbenen Voodoo-Priester vereint, die kurz vor ihrem Tod sich noch um den geheimnisvollen Jenseits-Zauber gekümmert haben. Sie alle bilden die Fläche und sorgen allein durch ihre Kraft für eine Zweiteilung der Persönlichkeit. Wenn jemand im Spiegel steht, überkommt ihn die Magie und teilt ihn in zwei Hälften. Er ist dann in der Lage, sein zweites Ich auf die Reise zu schicken.«

»Dann stehst du also als dein zweites Ich vor mir.«

»Du hast es erfasst.«

»Und du kannst zurück in den Spiegel, wann immer du willst, ohne deine Vögel hierzulassen.«

»Auch das stimmt!«

Ich lächelte mokant. »Könntest du mich ebenfalls mit auf die Reise nehmen?«

»Warum sollte ich das?«

»Ich möchte den Felsen gern kennenlernen. Zudem will ich wissen, wie es meinem Freund geht. Und das ist sicherlich nicht unmoralisch. Wie denkst du darüber, Duvalier?«

»Negativ!«

»Das heißt, wenn ich dich richtig verstanden habe, dass du mich nicht mit auf den Felsen nehmen willst.«

»So ist es.«

Ich blieb ruhig, obwohl ich innerlich fieberhaft nach einer Möglichkeit suchte, um ihn zu linken. »Kannst du dir nicht vorstellen, dass ich gern mit meinem Freund und Partner über seine Probleme reden möchte? Es geht ihm nicht gut. Er hat etwas verloren, das er wiederfinden will. Er besaß den Stab mit der Kraft des Buddhas, die aber ist…«

»Ich kenne die Geschichte.«

»Dann müsstest du auch wissen, dass er im Prinzip kein Feind von dir ist.«

Duvalier bewegte ruckartig den Kopf. »Er hat mich enttäuscht. Davon weiche ich nicht ab.«

Mir war nicht bekannt, welche Forderungen dieser Mensch stellte und wann er sich schon enttäuscht zeigte, aber ich sah nicht ein, dass ich ihn so ohne weiteres wieder laufenlassen sollte, wenn er sich schon mal in meiner Nähe befand.

»Weshalb bist du eigentlich gekommen?« wollte ich von ihm wissen.

»Was hat dich hergeführt? Sollen deine Vögel die Menschen umbringen? Ist es das, was du willst?«

»Wie kommst du darauf?«

»Weil ich es sah.«

Er überlegte einen Moment. »Ich kann sie nicht halten, denn du bist es gewesen, der aus ihrer Reihe einen getötet hat. Und das werden sie nicht vergessen.«

»Dann sollen die anderen mich also umbringen?«

»Ja!«

»Bitte, versuche es!«

Er zögerte noch. Wahrscheinlich respektierte er meine Waffen. Und er musste auch daran denken, dass ich den einen oder anderen Beschützer mit auf die lange Reise nehmen würde.

Zudem hatte ich es satt, noch länger mit ihm zu diskutieren. Ich wollte einfach in die Festung hinein, um dort zu sehen, was mit Suko geschah.

Auch wollte ich die Geheimnisse des Spiegels lüften. Ich hasste auch die Vögel und tat etwas, womit er nicht gerechnet hatte.

Ich ging plötzlich vor.

Dabei wechselte ich blitzschnell die Waffe. Den Dolch ließ ich verschwinden, das Kreuz lag frei, und mit dem Talisman in der Hand

ging ich die beiden Schritte auf ihn zu.

Plötzlich breiteten die Vögel ihre Schwingen aus. Sie bildeten ein Dach, das mich von mehreren Seiten her einrahmte, und ich rechnete auch mit einem Angriff.

Aber Duvalier wollte weg.

Seine Gestalt löste sich auf. So schnell es auch ablief, ich war um eine Idee flinker.

Ein Kreis entstand, flimmernd und sofort danach ein gewaltiger Sog, der nicht nur Duvalier und mich mit sich riss, sondern auch die Vögel, die ebenso wie wir, in die kaum erklärbare Leere zwischen zwei Welten hineinjagten…

***

Suko wartete!

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als in der Höhle zu stehen und sich nicht zu regen, obwohl Duvalier mitsamt seinen fliegenden Leibwächtern verschwunden war.

Er hatte jedoch ein Andenken hinterlassen, denn der Stab mit den drei Federmessern befand sich noch immer hautnah vor Sukos Hals und zitterte nicht einmal.

Der Inspektor suchte nach einer Möglichkeit, dieser Gefahr zu entrinnen.

Es war einfach nicht machbar. Kaum bewegte er seinen Kopf nur um eine Winzigkeit nach recht oder links, da blieben auch die drei dünnen Messer nicht still und streiften einmal sogar über seinen Hals hinweg.

Sie hinterließen Spuren. Rot und länglich - eben Blut. Es rann als dünner Faden über die Haut und sickerte in Sukos Kragen, wo es aufgesaugt wurde. Diese Aktion war ihm eine Lehre gewesen, und Suko hielt in den nächsten Minuten still.

In ihm jedoch rumorte es. Er wollte weg, er musste diesen verdammten Messern entkommen. Fieberhaft suchte er nach einer Möglichkeit und dachte auch daran, blitzschnell den Stab zu umklammern und die Waffen von seinem Hals wegzuziehen.

Er hätte sich dazu bewegen müssen, was unter Umständen hätte fatal enden können.

Also ließ er es bleiben und stand weiterhin starr, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

Es war nicht einfach für ihn, die Zeit über regungslos zu sein. Sehr schnell schon hatte er festgestellt, dass es an seinem gesamten Körper anfing zu jucken und zu zerren. Da rann etwas über seine Haut. Und er merkte auch, dass seine Glieder anfingen einzuschlafen, was ihm wiederum seine Bewegungsfreiheit nahm, wenn er sie brauchte.

Wie lange war Duvalier schon verschwunden? Suko konnte die Zeit

nicht schätzen. Er war ein Gefangener des Felsens, und alles andere interessierte nicht.

Er hatte sich in Duvalier getäuscht, denn dieser Mensch war auf eine erschreckende Art und Weise umgeschwenkt. Erst fast ein Freund, jetzt der Gegner.

Suko gab sich die Schuld, weil er sein zweites Ich nach London zu seinem Freund John Sinclair geschickt hatte. Was hätte er auch sonst tun sollen? Er wusste ja, welche Sorgen seine Freunde plagten. Dass sie unter seinem Verschwinden litten, nicht wussten, ob er noch lebte oder schon tot war.

Nein, er bereute es nicht, nach London »gegangen« zu sein. Und er hatte seinem Freund eine Spur gelegt. John wusste jetzt, wo er sich befand. Seiner Ansicht nach hatte der Geisterjäger bestimmt mit Mandra Korab telefoniert, um ihm Bescheid zu geben.

Möglicherweise war Mandra schon mit einem Suchtrupp unterwegs.

Nur Hoffnungen, die aus Strohhalmen bestanden, mehr nicht. Suko blieb nichts anderes übrig, als abzuwarten und dorthin zu schauen, wo sich auch der Spiegel befand.

Der Inspektor stand in einem dermaßen günstigen Winkel, dass er direkt auf die große Spiegelfläche schauen konnte. Je länger er sie ansah, um so mehr hatte er das Gefühl, als würde sich die riesige Fläche bewegen.

Sie war ja nicht glatt, wie man es von einem normalen Spiegel hätte erwarten können. Zwischen den Rahmen schien sie aus zahlreichen kleinen Teilchen zusammengeklebt zu sein, die allerdings lückenlos ineinander übergingen.

Je länger Suko auf die Fläche schaute, um so unruhiger kam sie ihm vor.

Duvalier hatte ihm erklärt, dass sie sich aus den Geistern der toten Voodoo-Priester zusammensetzte, und dass dieser Spiegel in Haiti einmal sehr wertvoll gewesen war. Es musste Duvalier Mühe gekostet haben, ihn aus dem Land zu transportieren, Er war sich über dessen Rolle noch nicht klargeworden. Wie mächtig musste er Duvalier einstufen? War er ein Mensch, der es geschafft hatte, die Zeiten zu durchbrechen? Oder wollte er noch mehr? Möglicherweise hineingleiten in das Totenreich, um von dort aus seine Fäden zu ziehen?

Es war alles möglich bei ihm, und Suko wartete voller Bangen auf seine Rückkehr. Er konnte sich vorstellen, dass sich dann etwas verändert hatte und nicht mehr so war wie sonst. Vielleicht…

Seine Gedanken brachen ab.

Innerhalb der Spiegelfläche tat sich etwas. Da bewegten sich die einzelnen Körner, als würden sie durcheinandergeschüttelt, und es sah so aus, als würden sie jeden Moment nach außen rieseln.

Für Suko gab es keinen Zweifel, was da geschehen war. Der Spiegel spielte seine. Magie aus. Irgendein Ereignis musste ihn aktiviert haben, aber welches?

Seine innere Erregung stieg. Er wendete den Blick und schielte auf die drei Federmesser dicht unter seinem Kinn. Das Metall gab einen schwachen, roten Reflex ab, als es den Widerschein der Kerzen einfing.

Aber es veränderte seine Lage nicht.

Und Suko wartete.

Bis er plötzlich die Bewegungen innerhalb der Spiegelfläche sah. Nicht durch die Fläche selbst verursacht, sondern durch eine Fremdeinwirkung. Von außen kamen sie, und dann waren sie da.

Die Vögel, klein, normal, auch Duvalier kam, was ganz natürlich war.

Aber er war nicht allein, denn ihm folgte eine Person, die sich zunächst dünn wie ein Gespenst innerhalb der Fläche abzeichnete, dann aber hervortrat und Gestalt annahm.

Es war John Sinclair!

***

Ich hatte die Reise hinter mich gebracht, hörte einen wütenden Schrei und trat hinaus oder hinein in eine andere Welt. Sie war heiß, sie war schwül und von einem flackernden Licht erfüllt, wie es der Kerzenschein annahm.

Den wütenden Schrei hatte Duvalier ausgestoßen, weil es mir gelungen war, ihm zu folgen und hineinzugehen in sein Reich, in seine verdammte Welt.

Ich stand, schaute - und sah meinen Freund Suko!

Er bewegte nicht einmal den kleinen Finger und erinnerte mich an ein Denkmal. Dicht unter seiner Kehle und fast in Berührung mit seinem Hals zitterten drei dünne gefährliche Messer, vergleichbar mit Rasierklingen. Sie bildeten das Ende eines Stabs, der von geheimnisvollen Kräften gehalten wurde und in der Luft schwebte. Mir war klar, dass er nur Duvalier gehorchte und Suko die Folgen zu tragen hatte.

»Eine Bewegung, und dein Freund ist verloren!« Duvalier brüllte mir die Worte entgegen.

Ich handelte reflexartig, spreizte die Arme vom Körper ab und nickte ihm zu. »Keine Sorge, keine Panik, es läuft alles so, wie du es dir gedacht hast.«

»Das will ich auch wohl meinen. Noch gehört die Höhle mir.«

»Ich habe nichts dagegen«, erklärte ich. Gleichzeitig schaute ich mich nach den Vögeln um, die bis auf zwei die Höhle verlassen hatten. Die beiden letzten hockten neben ihrem Herrn und Meister und rahmten ihn tatsächlich ein wie Leibwächter.

Ich tat nichts. Jede Bewegung wäre falsch gewesen und hätte Suko in eine tödliche Gefahr gebracht.

Duvalier hatte sich wieder einigermaßen beruhigt. Ich durfte auch nicht vergessen, weshalb Suko diesen Felsen überhaupt gesucht hatte. Es ging darum, dass er die Kraft des Stabes zurückbekam, und das wiederum wollte ich dem Voodoo-Priester deutlich machen.

Er hörte mir auch zu. Nur sah ich bei ihm keine Regung, wie er meine Erklärungen aufnahm. Zum Schluss fragte er mich, was ich damit eigentlich bezweckte.

»Ich will nur, dass Suko seinen Weg geht. Sorg dafür, dass er in den Spiegel steigen kann, dass sich seine Person teilt und er mit seinem zweiten Ich den Geist des Buddhas sucht, um ihm von seinen Problemen zu berichten. Nur deshalb ist er doch hergekommen und nicht, um dich oder den Felsen zu vernichten.«

»Und meine Vögel starben«, flüsterte Duvalier mir zu. »Daran denkst du nicht?«

»Doch, das habe ich nicht vergessen. Aber sie waren es, die die Gewalt brachten.«

»Das mussten sie, denn sie spürten, dass du…«

»Ich habe damit nichts zu tun. Und auch Suko hat dich nicht verraten. Es ging einzig und allein um unsere Freundschaft. Ich sollte wissen, dass er noch lebte.«

Duvalier überlegte. »Du willst also, dass dein Freund in meinen Spiegel hineinritt. Er soll seine Welt verlassen und dort auftauchen, wo er hofft, den Geist des großen Buddhas zu treffen, um ihn um Verzeihung zu bitten.«

»So ähnlich, ja.«

Der Farbige mit dem weißen Haar überlegte, was ich schon als einen Vorteil ansah.

Im Licht der Kerzen und flankiert von seinen gefiederten Leibwächtern wirkte er tatsächlich wie eine dämonische Gestalt, die aus einem anderen Reich gekommen war. Der Widerschein gab seinem Gesicht ein flackerndes Leben. Wenn er über die ausgeprägten Wangen hinweghuschte, sah es manchmal so aus, als wollte er kauen, ohne etwas zu essen. Auch in seinen Augen fing sich der Schein, so dass sie mich an rötlich schimmernde Laternen erinnerten.

Wie würde er sich entscheiden?

»Und was hast du vor, Sinclair?« fragte er mich.

»Ich bleibe hier.«

»Tatsächlich?«

»Als ein Pfand. Ich bleibe für meinen Freund Suko hier. Las ihn gehen und seinen Auftrag erfüllen. Mehr möchten wir wirklich nicht, Duvalier.«

Suko hatte gut zugehört. Ohne die Lippen zu bewegen, gab er die

Antwort. »Mein Freund John hat recht. Wenn ich zurückkehre, egal, ob ich Erfolg gehabt habe oder nicht, werden wir dich und diesen Felsen der Weisheit vergessen, das verspreche ich.«

Auch ich untermauerte dieses Versprechen durch ein Nicken.

Wir hatten Duvalier in eine Klemme gebracht. Zwar herrschte er hier in seinem gewaltigen Knochenschädel mit den beiden Höhlen, ich konnte mir jedoch vorstellen, dass er unsicher geworden war.

»Nun?« fragte ich.

»Was willst du hier?«

»Ich möchte nur, dass mein Freund endlich erfährt, woran er ist. Kannst du das nicht begreifen? Es ist für ihn nicht möglich, so weiterzuleben. Der Weg trieb ihn hierher. Nur durch die Magie des Spiegels bekommt er die Chance, auf die Suche nach der verlorenen Kraft seines Stabs zu suchen.«

»Und du wirst hier als Geisel bleiben?« erkundigte sich Duvalier.

»Das habe ich versprochen.« Nach seiner Frage war ich mir beinahe sicher, dass wir es geschafft hatten, ihn umzudrehen.

Noch schwankte er, schaute von Suko auf mich und umgekehrt. Ich hatte mein Kreuz wieder umgehängt, die Hände noch immer halb erhoben. Duvalier traute mir trotzdem nicht, denn er verlangte, dass ich mich von meinen Waffen trennte.

Das war nicht gut. Um glaubwürdig zu sein, stimmte ich zu. Die Beretta fiel neben mich, ebenso der Dolch. »Ist das jetzt genehm?« fragte ich.

»Ja, das ist es!« flüsterte Duvalier, und seine Lippen zuckten, als er lächelte. Er hob die Hand und deutete auf mich. »Du wirst genau dort stehenbleiben und dich nicht rühren.«

»Darauf kannst du dich verlassen.«

Duvalier richtete seinen Blick auf Suko. Ich hatte das Gefühl, als würden sich seine Augen verändern. Sie wuchsen, waren plötzlich größer geworden, dann verschwanden seine Pupillen, als hätte jemand Farbe darüber gestrichen.

Einen Moment später löste sich die Waffe von Sukos Hals. Sie wanderte weg, als wäre sie von unsichtbaren Händen geführt worden. Die neue Richtung ließ sich sehr schnell feststellen.

Ich war das Ziel!

Plötzlich spürte ich den Luftzug, als sie an meinem Hals entlangstrich.

Sie glitt aber nicht weiter und blieb in Höhe des Adamsapfels stehen. Ich schielte nach unten und schaute dabei auf die drei Messer, die wie der Kelch einer Blüte auseinanderfächerten, als wollten sie mich von drei verschiedenen Seiten her rasieren.

Aber dieses Rasieren würde mit meinem Tod enden. Und wieder legte sich eine zweite Haut auf meinen Rücken.

Suko stand noch immer wie eingefroren. Duvalier nickte ihm zu. »Du kannst jetzt gehen, der Spiegel gehört dir. Tauche ein und sorge dafür, dass sich dein zweites Ich dorthin bewegt, wo du den Geist des großen Buddhas findest. Oder willst du nicht?« fuhr er ihn an, weil sich Suko kaum bewegte.

»Doch, ich will«, flüsterte er, »keine Aufregung. Ich muss mich nur erst mit der neuen Lage abfinden.« Als er den ersten Schritt ging, sah er aus, als wäre er zu einer hölzernen Puppe geworden, die erst durch eine bestimmte Mechanik ans Laufen gebracht wurde.

Er besaß seine Waffen noch, aber er setzte sie nicht gegen Duvalier ein.

Ohne ihn aus den Augen zu lassen, schritt er auf den Spiegel zu. Auch mich sah er noch einmal an.

Ich verzog kurz die Lippen. Es sollte ein aufforderndes Lächeln werden.

»Geh endlich!« forderte ihn Duvalier auf.

»Ja, natürlich. Mach's gut, John!« Dann trat er ein.

Es sah für mich, den Beobachter, ungewöhnlich aus, wie er in die Spiegelfläche hineinschritt, die aus der Distanz aussah, als würde sie ein normales Hindernis bilden. Das war sie nicht.

Suko ging hinein, als wäre sie überhaupt nicht vorhanden. Er trat in die graue Fläche, verschwand bis zur Hälfte, um dann sein linkes Bein nachzuziehen.

Noch ein Ruck - der Spiegel hatte ihn verschluckt.

Gespannt waren seine Bewegungen von mir beobachtet worden. Ich hoffte, dass er sich teilen konnte, um sein zweites Ich entstehen zu lassen, dass ich leider nicht sah, denn meine Augen erkannten nur seine Gestalt innerhalb der Fläche.

Sehr unscharf hob sie sich vor dem Hintergrund ab. An den Seiten zitterte sie zusammen mit der grauen Masse. Ob das zweite Ich entstanden war, konnte ich nicht sagen.

Dafür sprach mich Duvalier an. »Jetzt ist es soweit!« flüsterte er mit heiserer Stimme. »Ich habe es gespürt. Beide Ichs sind getrennt. Er hat es auf die Reise geschickt.«

»Und nun?«

Duvalier lächelte breit. »Das weiß ich nicht, Sinclair. Ich weiß überhaupt nichts, und ich will auch nichts wissen, denn ich verfolge meine eigenen Pläne.«

»Darf ich fragen, wie die aussehen?«

Er zögerte noch, legte den Kopf schief und bekam einen Gesichtsausdruck, der mich Schlimmes ahnen ließ. Der Widerschein huschte über sein Gesicht, fing sich in den Augen, erzeugte dort Unruhe, dann fragte er mit leiser Stimme: »Bist du zufrieden, Sinclair?«

»Bis jetzt noch!«
»Dann wirst du es gleich nicht mehr sein. Denke daran, dass ich nichts vergessen habe. Du hast meine Freunde getötet, das kann ich nicht auf mir sitzenlassen. Ich würde allen anderen gegenüber unglaubwürdig werden. Das mußt du begreifen.«
»Was heißt das im einzelnen?« Ich fragte es bewusst, obwohl ich die Antwort zu kennen glaubte.
»Dass du hier sterben wirst!«

***

Ein kurzer scharfer Schmerz war durch Sukos Kopf gezuckt, als sich das zweite Ich von seinem ersten löste. Das erste, sein Körper, blieb im Spiegel zurück, was sich gelöst hatte, war sein Astralleib, der allein durch die Gedanken des Inspektors angetrieben wurde. Es war seltsam, ungewöhnlich und nur durch das Vorhandensein einer fremden Macht zu erklären, dass es ihm gelang, sich durch Dimensionen zu bewegen, die seinem Auge sonst verschlossen blieben.
Eine Welt für sich, die Suko als Geistkörper durchwanderte. Farben und Dunkelheit lösten sich ab. Er hörte sogar Geräusche, die ihn umfingen wie leichte Winde.
Es war ein Flüstern und Raunen, geheimnisvoll und drängend. Er verstand keine Worte, aber er begriff schon, als was sie ihn ansahen, als einen Eindringling in eine fremde Sphäre, der in die geisterhaften Reiche eingedrungen war, die zwischen dem Diesseits und dem Jenseits lagen.
Kein Pandämonium hatte ihn geschluckt, er trudelte als sein zweites Ich einfach durch die Schichten, die ebenfalls eine vierte Dimension bildeten.
Die Welt hinter der normalen hielt ihn gefangen, und hier war alles anders.
Dimensionen wurden aufgehoben. Es gab weder eine Länge, Breite, noch Höhe, einfach nur Geist, der sich mit anderen vermischte. In ihm kam sich Suko wie ein Fremdkörper vor.
Zum Glück konnte er planen, handeln und denken. Und einen Plan hatte er sich ausgedacht. Es musste ihm kraft seiner Gedanken einfach gelingen, einen entsprechenden Weg zu finden, der ihn wegbrachte, hineindrückte in die Sphäre, in der sich der Geist des Buddha aufhielt, vorausgesetzt, er war nicht höhergewandert und konnte es noch schaffen, wieder zurückzukehren.
Es war wie im normalen Leben. Von nichts kam nichts, und Suko musste etwas tun. Er musste auf sich aufmerksam machen, er musste versuchen, seinen Geist auf die Wanderschaft zu schicken, und er »schrie« seinen Wunsch hinaus.
Er war kein Schrei, wie ihn die Menschen kannten, sondern ein

lautloser, der in seinem Kopf entstand und als Nachricht hinein in die Dimension glitt.

In Gedanken formulierte er den Namen des großen Religionsstifters, um dessen Hilfe zu erlangen.

Kam er? Zeigte er sich? War sein Geist da und auch nur so weit entfernt, dass er den Ruf hören konnte?

Sukos zweites Ich konnte es nur hoffen, und sein Astralleib trieb auch jetzt weiter durch die dimensionsartige Soße zwischen den Welten, wo ihn feinstoffliche Wesen umgaben, deren Existenz er zwar wahrnahm, sie aber nicht begriff.

Er suchte nach Erklärungen, er wollte mehr wissen und kam nur zu dem Entschluss, dass er sich durch verschiedene Nebelzonen bewegte, wobei sie von einer unterschiedlichen Dicke waren.

Mal leicht, mal schwer, mal durchsichtig, dann wieder sehr dicht, als wollten sie ihn festhalten.

Suko gab nicht auf.

Wohin er trieb und ob er überhaupt trieb, wobei er sich möglicherweise alles einbildete, konnte er ebenfalls nicht sagen. Die Welt war einfach zu fremd für ihn, sie hielt ihn gepackt, und sie würde ihn auch nicht mehr entlassen.

Und so trieb er weiter, noch immer überzeugt davon, dass sich ihm der Geist des Buddhas zeigen und ihn auch hoffentlich verstehen würde.

Es war sein erste und auch seine letzte Chance. Noch einmal wurde sie ihm nicht geboten. Aus diesem Grunde musste Suko es einfach packen.

Sein zweites Ich sollte nicht grundlos entstanden sein. Nur die Magie des Spiegels und zusammen mit den Kräften des unheimlichen Schädels konnten ihm den Weg öffnen.

Wenn er jetzt keinen Erfolg hatte, war alles verloren. Und daran wollte er nicht denken.

So trieb sein Astralleib weiter durch eine Sphäre ohne Grenzen. Es war eine der Stufen, die jeder Gläubige erreichen wollte, um dort so lange zu warten, bis er gereinigt war, damit er die nächst höhere Ebene erreichen konnte.

Suko wusste nicht, in welcher Ebene er sich befand. Er ging davon aus, dass ihn die erste nur verschluckt hatte und er sich bemühen musste, wenn er den Geist des Buddhas, der sicherlich die höchste erreicht hatte, anrufen wollte.

Keine Gestalten, keine Gesichter, keine Grenzen. Nichts war so wie in der normalen Welt.

Und Suko trieb weiter…

Er rief. So gut wie möglich schickte er seine Gedanken auf die Reise, damit sie versuchten, die nächsten Ebenen zu durchdringen und

Buddhas Geist zu erreichen.

Er war mächtig, er war der größte, er musste ihm einfach helfen, wenn er so handelte, wie man auf der Welt von ihm sprach. Da konnte er einfach keinen Leidenden im Stich lassen. Er hatte dem Stab die Kraft eingehaucht, er würde sie ihm auch wieder zurückgeben können, denn durch die Schuld des Trägers war sie nicht verlorengegangen.

Erfolgte überhaupt eine Reaktion? Oder nahm Buddha ihn einfach nicht zur Kenntnis?

Es war furchtbar, mit diesem Zweifel zu leben, denn für Suko hing alles davon ab.

Wieder strahlte er seine Rufe aus. Er wollte endlich Kontakt bekommen, Buddha musste ihn einfach hören.

Er trieb weiter…

Immer tiefer hinein in die Welt ohne sichtbare Grenzen. Das geheimnisvolle Flüstern blieb, oder war es auch nur Einbildung? Suko konnte nicht sagen, was exakt stimmte oder was er sich nur vorstellte oder vorstellen wollte.

Seine Hoffnung war noch vorhanden, aber sie rann nach und nach immer mehr zusammen.

Sein zweites Ich gehörte einfach nicht in diese Welt. Er war ein Eindringling, und als diesen mussten ihn auch die anderen Wesen betrachten, die sich in dieser Welt aufhielten.

Also keine Möglichkeit mehr?

Verzweiflung überkam ihn. Obwohl sich nur sein Astralleib bewegte, besaß er die gleichen Gefühle wie das erste Ich. Er spürte Trauer, Hoffnung und…

Da war die Stimme.

Ein fernes Klingen und gleichzeitig eine Frage, die Suko sogar verstehen konnte.

»Du hast mich gerufen?«

Buddha, das musste der Geist des Buddhas sein, und Suko spürte plötzlich eine Erleichterung wie noch nie zuvor. Es war wie ein Strom, der ihn traf, nur mit dem einen Unterschied, dass dieser Strom für ihn nicht sichtbar, sondern fühlbar war. »Buddha…«

Er kam sich vor, als hätte er den Namen geschrien. Tatsächlich war es nicht mehr als ein Gedankenblitz oder Gedankenschrei.

Dann veränderte sich die Umgebung. War es Licht, war es reine Energie, die so grell strahlte, Suko konnte keine Antwort geben. Er hörte nur wieder die Frage.

»Was hast du mir zu sagen?«

Und Suko »erzählte« ihm alles…

***

Die Worte hatten mich erwischt wie eine eisige Dusche. Dabei hätte

ich es wissen müssen, denn dieser alte Voodoo-Priester war so in seine eigenen Pläne und in seine eigene Magie verstrickt, dass er einfach nicht anders konnte.

Er wollte mich töten, um seine verendeten Vögel zu rächen. Und er würde auch Suko vernichten, wenn dieser zurückkehrte, dann gab es keine Zeugen, die über seine Welt berichten konnten.

Er hatte die letzten Worte mit einer für mich grausamen Selbstverständlichkeit ausgesprochen, und ich wusste nicht, wie ich darauf reagieren sollte.

Vielleicht an sein Gewissen oder seine Ehre appellieren? Hatte das überhaupt Sinn? War dieser Mensch nicht so verbohrt, wie es nur Fanatiker sein konnten?

Er wartete auf meine Reaktion. Als diese nicht erfolgte, lächelte er breit.

»Hat es dir die Sprache verschlagen, dass du gleich sterben wirst, Sinclair?«

»Das wohl nicht. Es ist nur die Enttäuschung darüber, dass du deine Versprechen nicht einhalten willst.«

»Versprechen?« höhnte er.

»Ja, wir hatten abgemacht, dass ich zurückbleibe, während Suko versucht, mit dem Geist des großen Buddhas Kontakt aufzunehmen.«

»Das glaube ich euch nicht!« stieß er hervor. »Nein, das kann ich nicht glauben.. Kein Mensch ist in der Lage, Kontakt mit dem großen Geist aufzunehmen. Er wird sich weigern, mit Verrätern zu kommunizieren. Und ihr seid Verräter.«

»Wir haben es eingehalten!«

»Du hast die Vögel getötet!«

»Haben sie sich nicht auch an Menschen vergriffen? Ich glaube, das sollte man auch von dieser Seite her betrachten.«

»Wer meine Vögel vernichtet, nimmt dem Felsen die Kraft. Er war und ist ihr Hort. Je mehr von ihnen sterben, um so weniger wird die Macht des Felsens. Deshalb müssen sie leben, denn sie garantieren auch die Existenz des Felsens. Ich habe lange nach diesem Ort gesucht und lasse ihn mir nicht mehr nehmen.«

»Das kann ich verstehen, Duvalier. Wir werden auch wieder verschwinden, wenn Suko zurückgekehrt ist. Dann kannst du in deinem Reich bleiben.«

»Das werde ich sowieso. Aber dein Frevel verlangt nach Tod, John Sinclair.«

»Wenn du es so siehst«, flüsterte ich, »bist du um keinen Deut besser als ein Dämon.«

»Findest du?«

»Ja, so ist es. Und du wirst dir all das zerstören, was du dir aufgebaut hast.«

Ein teuflisch anmutendes Lächeln umzuckte die breiten Lippen. Möglicherweise kam es mir auch nur so vor, aber den Beweis bekam ich, noch während er lächelte.

Unter meinem Kinn bewegten sich die Messer…

Sie schwangen hoch, und ich konnte hören, wie sie über meine Barthaare kratzten, als wollten sie mich rasieren. Nur konnte ich auf eine derartige Rasur gut und gerne verzichten. Die Gänsehaut rann über meinen gesamten Körper. Bewegten sich die Klingen nur um wenige Millimeter vor, schnitten sie in meine Haut.

Ich starrte regungslos. Sie tanzten vor meinem Gesicht und hatten die Augenhöhe erreicht.

»Ich kann sie dir aus den Höhlen schälen lassen, deine verdammten Augen, Sinclair. Ich kann alles mit dir anstellen, ich kann dich foltern, ich kann dich vor meinen Füßen verbluten lassen, denn ich besitze diese gewaltige Macht.«

»Dann tu es!«

»Natürlich, Sinclair, keine Sorge. Du wirst diesen Felsen nicht lebend verlassen, aber ich habe mich entschlossen, dich nicht in dieser Höhle sterben zu lassen. Ich möchte, dass du sie verlässt. Du sollst im Freien und auf dem Felsen dein Leben verlieren, denn dort haben meine Vögel Platz genug, um dich zu zerhacken!«

Verdammt, das traf mich hart. Mein Magen presste sich zu einer kleinen Kugel zusammen, bevor sie in Bewegung geriet und dem Hals entgegenstieg. Ich würde keine Chance bekommen, denn meine Waffen lagen unerreichbar für mich am Boden.

Duvalier ging einen Schritt nach rechts, so hatte er mir den nötigen Platz schaffen können. »Du kannst jetzt gehen, Sinclair. Laufe immer geradeaus, weiche niemals vom Weg ab und verlasse diesen großen Schädel. Davor bleibst du stehen.«

»Sicher!« flüsterte ich und schielte auf die drei Messer. Wären sie nicht gewesen, sähe es anders aus. Aber sie würden schneller sein als ich und meine Augen hineinfahren.

Gnadenlos und gewaltig!

Deshalb ging ich weiter. Vorbei an Duvalier und seinen fliegenden Killern. In meinem Gesicht regte sich kein Muskel. Äußerlich war ich dermaßen beherrscht, wie man beherrschter nicht mehr sein konnte. In meinem Innern aber kochte es.

Hautnah schwebte auf meinem Weg zu dem neuen Ziel der Tod vor meinem Gesicht. Er zitterte, er besaß drei höllisch scharfe Federn, die in meine Haut schneiden würden wie Messer in weiche Butter.

Nichts konnte und würde sie aufhalten.

Etwas lag wie ein schweres Gewicht auf mir und drückte mich nach unten. Es war nicht sichtbar, es war einfach nur der Druck der Angst und Furcht, die mich so vernichtend umschwebte. Obwohl ich

steifbeinig daherging, zitterten mir die Knie. Der Schweiß brach mir aus, was nicht allein an meiner warmen Kleidung lag. Ich bewegte die Augenwimpern, weil mir der salzige Schweiß hineingeronnen war. Ich schmeckte ihn auf den Lippen, und der Gaumen zog sich zusammen, als wäre er mit einer Säure ausgespült worden.

Die Angst bohrte in meinem Magen. Sie würde auch nicht mehr weichen und mich die Galgenfrist über, die mir noch blieb, begleiten. Ich durchquerte auch den anderen Raum der Schädelhöhle. Seine Einrichtung unterschied sich von dem des hinteren, aber ich nahm nicht einmal auf, woraus sie bestand.

Dafür schaute ich geradeaus und erkannte vor mir den Ausgang des Schädels.

Das Tor zum Felsen, die Tür zur Freiheit?

Ein irrer Gedanke und eigentlich nicht nachvollziehbar. Eine verrückte Tatsache eben, die mir auch den Schweiß auf die Handflächen trieb. Ich war ins Freie getreten, und mich umgab eine dumpfe, feuchte, schwüle Luft wie ein Vorhang.

Der Klimawechsel war enorm. Aus dem eiskalten London hinein in eine tropische Welt des Dschungels, der auch hier oben auf der Felsplatte wuchs, aber nicht so dicht war, als dass er mir den Blick auf die Monstervögel hätte nehmen können, die ihre perverse Größe erreicht hatten und vor mir einen Halbkreis bildeten.

Sie hockten dort und lauerten.

Aus ihren bewegungslosen Augen starrten sie mich an. Ihre Schnäbel waren auf mich gerichtet wie Lanzenspitzen. Ohne es eigentlich zu wollen, ging ich langsamer, was dem hinter mir herschreitenden Mann nicht passte, denn er stieß gegen meinen, Rücken.

»Los, weiter!«

»Wie weit?«

»Bis ich es sage.«

Nach vier Schritten durfte ich stehenbleiben. Duvalier und seine beiden Vögel passierten mich an der rechten Seite. Die gewaltigen, schwarzen Körper hüpften über den Boden. Es sah beinahe schon komisch aus, denn sie bekamen Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht. Da passten die Proportionen wohl nicht zusammen.

Der Dschungel schwieg. Er wuchs hier oben nicht so hoch, wie auf dem normalen Untergrund. Doch aus der Tiefe stiegen die Feuchtigkeit, die Wärme und auch der leichte Dunst hoch, wobei sich alles in die Pflanzen hineinklammerte.

Längst hatten mich leichte Kopfschmerzen übermannt, die ich jedoch ignorierte. Für mich war es wichtig, die Vögel unter Kontrolle zu halten und besonders die Messer, die vor meinen Augen schwebten und nur darauf warteten, Wunden schlagen zu können.

War die Lage aussichtslos?

Im Moment jedenfalls sah ich keine Möglichkeit, dem Verderben zu entwischen.

Derselben Meinung war auch Duvalier. Der Voodoo-Priester zeigte seine Freude. Sie spielte sich als irrer Glanz in seinen dunklen Augen wider.

»Sterben wirst du hier!« versprach er mir flüsternd. »Hier und nicht woanders.«

»Und du denkst nicht mehr an unsere Vereinbarung?«

»Nein, Sinclair, den die betraf einzig und allein deinen Freund und nicht dich!«

»Wir haben sie gemeinsam…«

»Nein, verdammt! Hier geschieht, was ich will!«

Er war wütend. Ich hatte ihn aus seiner Reserve gelockt, und das kam mir sehr gelegen.

Noch tat ich nichts, ich schielte aber auf die verdammten Messer, die nicht mehr so stark in Augenhöhe schwebten, sondern dicht vor der Stirn. Für mich günstiger.

»Na gut«, sagte ich mit tonloser Stimme, denn Duvalier sollte hören, dass ich aufgegeben hatte. »Wenn es dann so ist, muss ich mich eben in mein Schicksal ergeben.«

»Das meine ich auch, Sinclair. Du darfst es nicht einmal zu persönlich nehmen, aber ich muss meine Welt hier behalten. Ein jeder, der noch kommt, wird sich an die Regel halten müssen, die du verletzt…« Er fluchte plötzlich, denn er hatte meine gedankenschnelle Bewegung mitbekommen.

Ich hatte mich blitzartig in die Knie fallen lassen und gleichzeitig nach der Waffe gegriffen.

Jetzt gab es nur eine Chance.

Den Kampf!

***

Sein Fluch erstickte in einem Gurgeln, während meine rechte Hand den Griff so hart umklammerte, als wollte sie ihn zerbrechen. Ich musste so handeln, weil diese Waffe unter der Kontrolle des Mannes stand und durch seine rein geistigen Kräfte bewegt werden konnte.

Es war die Sekunde der Entscheidung, und Duvalier setzte seine Kräfte ein.

Ich bekam den harten Ruck bis in meine Schulter mit, als sich mein Arm bewegte, ohne dass ich selbst etwas dazu beigetragen hätte. Mein Gegner versuchte es mit allen Mitteln, und er hatte sich auf eine ungewöhnliche Art und Weise verändert, denn die Augen in seinem dunklen Gesicht sahen jetzt aus wie ovale Metallspitzen. Die Pupillen waren völlig hinter dem Metallglanz verschwunden, und der Mund bildete eine schiefe, verzerrte Öffnung.

Noch hatte er den verdammten Mordvögeln keinen Befehl erteilt. Der Kampf fand ausschließlich zwischen ihm und mir statt und wurde zu einem hohen Prozentsatz auf geistiger Ebene geführt.

Er ließ mich nicht aus dem Blick. Die Kraftströme verstärkten sich. Ich war in die Knie gesunken und hielt den rechten Arm noch ausgestreckt, den Blick auf die verfluchte Waffe gerichtet, deren drei Federmesser bläulich schimmerten und nach meinem Blut zu lechzen schienen.

Ich hielt mich tapfer, musste jedoch einsehen, dass es nur mehr eine Frage der Zeit war, bis mein Arm einknickte und sich die Messer gefährlich dem Gesicht näherten.

Der Kampf strengte mich an. Nie hätte ich gedacht, dass ein Mensch derartig schwitzen kann. Was da an Schweiß aus meinen Poren strömte, passte in einen Eimer hinein. Und die Kraft von oben drückte wie eine tonnenschwere Last gegen meinen Arm.

In der Haltung konnte ich nicht länger bleiben. Der Druck presste mich zurück und gleichzeitig dem Boden entgegen. Eine breite Eisenplatte drückte gegen meinen rechten Arm, den ich nicht mehr gestreckt halten konnte, so sehr ich mich auch anstrengte.

Er brach ein!

Nicht mit einer Bewegung, sondern intervallweise knickte er zusammen.

Ich keuchte meine Not hinaus, und dieses Geräusch vermischte sich mit dem hämischen Lachen des Mannes, der mitbekam, wie sehr ich litt und dass es mir nicht mehr möglich war, die Hand so weit wie möglich von meinem Gesicht fernzuhalten.

Er konnte sich leicht ausrechnen, wann die drei Federmesser mein Gesicht mit ihrem tödlichen Streicheln »verwöhnen« würden. Eine halbe Minute, mehr gab ich mir selbst nicht, denn wieder ruckte mein Arm ein Stück in die Tiefe.

Ich hatte ihn etwas drehen können, so dass die gefährlichen Messer nun nach links wiesen. Es würde mir vielleicht eine sekundenlange Galgenfrist geben, mehr auch nicht.

»Du stirbst!« hörte ich Duvalier keuchen und zugleich schreien. »Du wirst sterben, Sinclair. Meine Messer werden dir den Hals zerteilen, damit sich die Vögel anschließend mit deinem Kadaver beschäftigen können. Auf diesem Felsen geschieht nur das, was ich will. Ich bin der Herr hier. Hast du verstanden?«

Natürlich hatte ich ihn verstanden. Eine Antwort bekam er von mir nicht.

Sie hätte mich Kraft gekostet, und meine Kraft brauchte ich wie der Teufel sein Höllenfeuer.

Duvalier hatte seinen Platz nicht verlassen. Nur die Arme hielt er hoch, um mir seine Handflächen zuzudrehen. Er genoss es, mich

leiden zu sehen, wartete auf meinen Tod, den ich nicht einmal für die Dauer von einer Minute hinausschieben konnte.

Dann lag ich auf dem Rücken, den Arm angewinkelt und halb erhoben.

Die rechte Hand umklammerte noch immer den Griff. Meine Knöchel sprangen so hart vor, als wollten sie im nächsten Augenblick die Haut sprengen. Mein Atem fuhr der Waffe zischend entgegen, aus den Augen rannen die Tränen, und durch die verdammte Anstrengung traten die Adern scharf unter der Haut hervor.

»Nein, Sinclair, nein…!«

Er hatte recht, denn meine Arme sackten abermals ein Stück tiefer, und die Messer, als Fächer gestellt, näherten sich meinem Gesicht.

Was blieb mir?

Das war ein Moment, wo ich wieder alles auf eine Karte setzen musste.

Entweder oder.

Ich entschied mich für das entweder.

Damit überraschte ich Duvalier!

Ich ließ den verdammten Griff los, rollte mich gleichzeitig zur Seite und hatte mich dabei sehr schmal gemacht, um so rasch wie möglich die Gefahrenzone verlassen zu können.

Drei Messer rammten nach unten.

Und sie trafen den Boden!

Duvalier fluchte wie verrückt. Ich ließ ihn, denn ich griff nach meinem Kreuz…

***

Suko hatte »geredet« wie nie zuvor. Es war der reine Wahnsinn gewesen. Er hatte sich ausschließlich konzentriert und dabei gehofft, die richtigen Sätze zu wählen, um Buddhas Geist zu überzeugen. Dabei starrte er immer wieder in diesen hellen Schein, in dem sich keine Konturen abzeichneten. Es war die reine Energie, die jedoch denken, fühlen und handeln konnte.

Irgendwann war Suko dann verstummt. Zudem fühlte er sich einfach erschöpft. Er hatte alles gegeben und seine letzte Chance ausgespielt, jetzt kam es einzig und allein auf den Geist des Buddhas an, ob dieser ihm glaubte.

Noch geschah nichts.

Suko konnte die absolute Leere regelrecht spüren. Es war schlimm. Eine Verlassenheit, wie man sie in der normalen Welt kaum kannte. Er fühlte sich völlig verloren, er war eingetaucht in eine Welt, die er als furchtbar ansah.

Eine Vorstufe zum Tod.

Aus diesem absoluten Tief hervor hob ihn die Stimme des Buddha-

Geistes. Sie war es, die ihm wieder Hoffnung gab, wenn er nur allein ihrem Klang lauschte und die Worte zunächst vergaß.

»Ich habe es gehört, und ich weiß auch, wer du bist. Ich weiß, dass man dir den Stab überlassen hat. Glaube nur nicht, dass ich deine Welt nicht beobachten würde. Aber du kennst die Regeln, die nicht gebrochen werden dürfen…«

»Ich habe sie nicht gebrochen!« schrie Suko verzweifelt. »Ich habe mich immer an sie gehalten, obwohl es mir manchmal schwergefallen ist. Es waren andere Menschen, die mir den Stab stahlen und somit auch die alten Regeln brachen. Ich möchte seine Kraft nur zurückbekommen, sie hat schon zahlreichen Menschen das Leben gerettet.«

»Das weiß ich alles.«

»Dann gib sie mir zurück!« flehte Suko. Er hatte das Gefühl zu weinen, was sicherlich nur Einbildung war, und er lauerte auf eine Antwort des Geistes.

Der ließ sich Zeit…

Suko glaubte, in einem Bett der Qualen zu liegen. Von allen Seiten drangen die Wellen gegen ihn, die sich Wünschen, Bitten und Taten zusammensetzen.

Gab er ihm nach?

»Buddha…« Noch einmal schickte er seine Gedanken als Flehen auf die Reise.

Im Licht bewegte sich etwas. Sukos zweites Ich hatte den Eindruck, dass sich dort etwas veränderte. Ein Schatten war zu sehen, aber keine Kontur. Er kam ihm vor wie der Spuk, der ja auch keine bestimmte Gestalt besaß.

»Verlasse diese Welt, Suko. Entferne dich aus dieser Stufe, die nur den Geistern gehört, die versuchen wollen, die höchste Stufe zu erreichen, um mit mir gleich zu sein. Geh zurück in deine Welt, wo du noch, gebraucht wirst…«

»Der Stab!«

»Geh!«

»Ich muss es wissen, Buddha, ich muss…«

Er bekam keine Antwort oder Nachricht mehr, denn das grelle Licht und auch der Schatten in dessen Innern zogen sich zurück. Eine gewaltige Wand aus Nebelschlieren schob sich davor, so dass Suko schon sehr bald nichts mehr erkennen konnte.

Man hatte ihn im Stich gelassen.

Seine Enttäuschung war gewaltig. Endlich war es ihm gelungen, den Kontakt aufzunehmen und da…

Da überkam ihn wieder dieses kurze, schmerzhafte Ziehen im Kopf.

Er kannte das Zeichen. Die Welt hier war nicht mehr bereit, ihn zu akzeptieren.

Sie spie ihn aus!
Und Suko bewegte sich. Er drückte sich vor und zur Seite, merkte, dass er wieder normal atmen und gehen konnte und hatte den Spiegel verlassen.
Seine beiden Ichs, die beiden Körper, waren wieder zu einem zusammengewachsen.
Er brauchte nicht in den Spiegel zu schauen, um zu wissen, dass er bleich wie eine Wand geworden war. Am gesamten Körper klebte der Schweiß als kalte Fettschicht.
Er schaute sich um und erinnerte sich sofort. Die Kerzen, die blanken Höhlenwände, der Spiegel, aber ein Gebiet, in dem sich kein Mensch mehr aufhielt.
John fiel ihm ein, natürlich auch Duvalier und dessen gefährliche Killervögel.
Wo steckten sie?
Suko war noch ein wenig benommen. Instinktiv tastete er nach seinem Stab und holte ihn hervor.
Er sah aus wie immer. Braun und mit einem leichten Grünschimmer versehen. Diese beiden Farben verdeckten die eingravierten Zeichen fast völlig. So jedenfalls war es normalerweise.
In diesem Augenblick jedoch, als Suko den Stab anfasste, hatte er den Eindruck, als hätte sich dieser erwärmt. Als wäre in ihn hinein eine Kraft geströmt, die zuvor nicht vorhanden gewesen war.
Hatte Buddha doch gehandelt? Suko bekam eine noch trockenere Kehle.
Er konnte es kaum glauben. Feuer rann über seinen Rücken, die Hitzewellen schlugen über ihm zusammen, und er lief die ersten Schritte.
Schon bald hatte er die Höhle verlassen, ging in die zweite, sah den Ausgang und hörte auch Stimmen.
Er lief schneller. Jemand trieb ihn zur Eile an, als würde er ihn peitschen.
Suko blieb auf der Schwelle zum Ausgang stehen. Er sah, was sich da abspielte, zögerte noch einen winzigen Augenblick, dann griff er ein…

***

Die drei verfluchten Messer waren zusammen mit dem Stab in den weichen Boden gerammt, wobei ich mich nicht darauf verlassen konnte, dass sie dort auch steckenblieben.
Sie würden wieder hochschnellen und sich das neue, alte Ziel suchen.
Deshalb musste ich früher handeln.
Die Kette und das Kreuz hielt ich in der rechten Hand. Zum Glück hatte Duvalier beides nicht als Waffe angesehen, was sich nun änderte, denn ich schleuderte das Kreuz gegen den magischen

Messerfetisch.
Der Treffer, der Schrei und das irre Benehmen des Voodoo-Priesters fielen zusammen.
Duvalier sprang in die Höhe, als würde er sich von einem Trampolin abstoßen. Mit seiner rein geistigen Kraft hatte er diesen Fetisch bisher kontrolliert. Nun stellte sich eine andere dagegen, eine Macht des Guten, und die war stärker.
Aus der Waffe zuckte ein Blitzstrahl und raste genau in das neue Zentrum hinein.
Es war Duvaliers Topf.
Ich rechnete damit, dass er zerplatzen würde, das passierte nicht. Das Licht, gebündelt als Speer, bohrte sich in seine Stirn und erwischte die Augen.
Und die zergleißten! Ein grauenhafter Laut entrang sich der Kehle des Voodoo-Priesters. Er war kaum zu beschreiben, aber er hörte sich sehr nach Tod und dem alles vernichtenden Ende an.
Der Laut hinterließ auch bei mir eine Gänsehaut. Ich konnte meinen Blick nicht wenden und sah einen Menschen - oder war es nur eine Puppe? - über die Lichtung taumeln und sich so bewegen, als hingen die Glieder an Fäden.
Dabei besaß dieses Wesen keine Augen mehr. Sie waren aus dem Kopf herausgestrahlt worden. Wo sie einmal geschimmert hatten, sah ich nur mehr zwei dunkle Löcher.
Aber die Vögel waren noch da.
Sie hatten ihn nicht erwischt. Und sie standen noch immer unter dem Befehl des Voodoo-Mannes.
Mächtige, monsterhafte Wesen, die ihre breiten Schwingen ausfuhren und bewegten.
Es waren zu viele für mich, und der Himmel über der Lichtung verdunkelte sich unter den Schatten ihrer Schwingen.
Ich musste zurück, denn sie alle schauten in meine Richtung.
Dann schwangen sie vor.
Sie kamen näher. Der nächste Flügelschlag würde sie schon fast an mich heranbringen. Von verschiedenen Seiten glotzten mich die starren Augen an.
Da hörte ich hinter mir eine Stimme. Hell und klar, sehr siegessicher und selbstbewusst. Es war Suko, der sprach. Und er sagte nur ein Wort:
»Topar!«

***

Die Vögel standen still!
Ich wollte es nicht glauben, denn auch ich konnte mich nicht bewegen.

Ich hing innerhalb dieses Vakuums fest, bekam natürlich alles mit und auch den irren Jubelschrei, den Suko ausstieß, obwohl er ebenso wie ich wusste, dass die Gefahr noch nicht vorüber war.

Fünf Sekunden waren verdammt kurz. Danach würden die Killervögel weiterfliegen und uns zerhacken.

Ich zählte nicht mehr, aber als die Zeit um war, da bewegten sie sich weiter.

Suko schlug mir seine Hand auf die Schulter, weil er mich zurückzerren wollte. Es kam jetzt tatsächlich auf jede Sekunde an, die mehr als kostbar geworden war.

Aber wir brauchten nicht einzugreifen, denn die Vögel irrten ab und suchten sich ein neues Ziel aus.

Duvalier!

Sie fielen über ihn her wie die Raubtiere. Er konnte nichts mehr sehen, nur noch fühlen, schrie schrecklich auf, als ihn die ersten Schnabelhiebe erwischten und seine Kleidung zerfetzten, die als mit Blut getränkte Lappen aus den Schnäbeln geschleudert wurden.

Dann flatterten die Killertiere hoch.

Ihre Beute nahmen sie mit. Ob Schnäbel oder Krallen, sie hielten Duvalier fest und würden ihn auch nicht mehr loslassen. Ihr Ziel war der helle Himmel.

Wir standen da und schauten ihnen nach. Sie wurden kleiner und kleiner. Das Blau wirkte wie ein nicht enden wollender Trichter, der sie schließlich verschluckt hatte.

Es gab sie nicht mehr.

Nur noch der Felsen war vorhanden, auf dem wir standen und uns in die Arme fielen…

***

Himmel, was hatte Suko zu berichten. Das tat er innerhalb des bleichen Schädels und dort, wo der Spiegel einmal gestanden hatte. Es gab ihn nicht mehr, das heißt, es war nur noch sein Rahmen vorhanden. Die Innenfläche war verschwunden.

Ich ging hin und trat in die Leere hinein. Nichts passierte. »Es war einmal ein Voodoo-Priester«, murmelte ich, hob die Schultern und sammelte meine Waffen ein.

Suko aber redete. Er berichtete von seinem zweiten Ich, das es geschafft hatte, in Welten einzudringen, die einem Menschen normalerweise verschlossen blieben. Da es den Spiegel nicht mehr gab, war uns diese Möglichkeit der Reise leider genommen worden.

»Das ist ja alles schön und gut«, sagte ich, »aber kannst du mir auch verraten, wie wir von diesem komischen Felsen wieder weg kommen?«

»Klettern.«

Ich tippte gegen meine Stirn. »Lieber spiele ich hier den Einsiedler und hungere mich durch.«

»Ich kann ja vorgehen. Ist alles nicht so schlimm.« Suko sah es locker.

Für ihn zählte allein der Stab, der seine Kraft zurückgefunden hatte. Ich wäre nicht überrascht gewesen, hätte er noch ein Tänzchen aufgeführt.

Ich gönnte ihm die Freude, aber die Gedanken an eine Rückkehr, die fast unmöglich war, ließen keine Freude aufkommen.

»Wir werden die Nacht über hier oben verbringen«, schlug Suko vor. »Es wird sowieso bald dunkel.«

»Und, morgen früh geht es dann abwärts?«

»Was sonst?«

»Schon gut.« Ich suchte mir eine Ecke, hockte mich nieder und schlief tatsächlich ein.

In der Nacht wachte ich zweimal auf und schlürfte Flüssigkeit aus Früchten.

Der Morgen aber kam unerbittlich. Wir würden uns wohl auf den Weg machen müssen.

Die Sonne stieg hoch, sie brachte die erste Hitze und auch ein bestimmtes Geräusch mit.

Der Hubschrauber schien direkt aus der Sonne hervorzufliegen, wurde größer und schwenkte herum, so dass er auf dem Felsen landen konnte.

»Wer ist das denn?« flüsterte Suko.

»Mandra Korab, Alter.«

»Ja, weiß er denn Bescheid?«

Ich zwinkerte ihm zu. »Glaubst du etwa, ich wäre den Weg zu Fuß gegangen. Nein, das überlasse ich anderen.«

Lachend und winkend lief ich auf den landenden Hubschrauber zu…

ENDE